

Johannes Junker

*Immer
im
Riss*

*Erinnerungen an meinen Dienst
in Kirche und Mission*

 Sola-Gratia-Verlag

Johannes Junker

Immer im Riss

Johannes Junker

Immer im Riss

**Erinnerungen an meinen Dienst
in Kirche und Mission**



Sola-Gratia-Verlag Rotenburg (Wümme)

2023

www.sola-gratia-verlag.de

ISBN: 978-3-948712-21-1

Johannes Junker: Immer im Riss

Sola-Gratia-Verlag Rotenburg (Wümme) 2023

Königsberger Str. 67, 27356 Rotenburg

E-Mail: post@sola-gratia-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

<u>Einleitung.....</u>	<u>7</u>
<u>I. Missionar in Südafrika.....</u>	<u>10</u>
<u>1. Kindheit und Jugend als Vorbereitung.....</u>	<u>10</u>
<u>2. Die zwei ersten Jahre.....</u>	<u>17</u>
<u>3. Am ersten Etappenziel von Eben-Ezer.....</u>	<u>22</u>
<u>4. Das Missions-Management von Salem.....</u>	<u>28</u>
<u>5. Der schmerzliche Abbruch.....</u>	<u>38</u>
<u>II. Pastor in Deutschland.....</u>	<u>43</u>
<u>1. Neue Strukturen in Hagen.....</u>	<u>43</u>
<u>2. Alte Bindungen zur Mission.....</u>	<u>49</u>
<u>3. Berufung für Aufgaben in der Kirchenleitung.....</u>	<u>50</u>
<u>III. Geschäftsführender Kirchenrat in Hannover.....</u>	<u>55</u>
<u>1. Aus mehreren <i>eine</i> Kirche formen helfen.....</u>	<u>55</u>
<u>2. Hilfswerk und Diakonie.....</u>	<u>56</u>
<u>3. Hemmnisse in Bleckmar.....</u>	<u>59</u>
<u>4. Einseitiges Verwaltungsamt in der Kirche?.....</u>	<u>59</u>
<u>IV. Missionsdirektor in Bleckmar.....</u>	<u>62</u>
<u>1. Übergänge und Vorbereitungen.....</u>	<u>62</u>
<u>2. Auf dem Weg zur Sozialversicherung.....</u>	<u>63</u>
<u>3. Vierzehn Missionsreisen.....</u>	<u>66</u>
<u>4. Zentralafrika.....</u>	<u>68</u>
<u>5. Die Apartheid in Südafrika und die Mission.....</u>	<u>69</u>
<u>6. In den vorzeitigen Ruhestand.....</u>	<u>71</u>

<u>V. Ruheständler in Braunschweig.....</u>	<u>72</u>
<u>1. Eingewöhnung und Vertretungsdienste.....</u>	<u>72</u>
<u>2. Die LUTHERISCHEN BEITRÄGE.....</u>	<u>73</u>
<u>3. Am Schreibtisch.....</u>	<u>75</u>
<u>4. Runde Geburtstage.....</u>	<u>78</u>
<u>Nachwort.....</u>	<u>79</u>
<u>Anhang.....</u>	<u>81</u>
<u>1. Schulbücher in Farmschulen.....</u>	<u>81</u>
<u>2. Auseinandersetzung mit Jugendlichen der SELK.....</u>	<u>85</u>
<u>3. Stellungnahme zum Rassismus.....</u>	<u>94</u>
<u>4. Kurzgefasster Lebenslauf.....</u>	<u>111</u>

Einleitung

Es bleibt also nicht bei meinem Entschluss, den ich vor einigen Jahren nach der Lektüre von Autobiografien zweier mir persönlich sehr nahestehender verdienter Vorbilder und Lehrer gefasst habe, im hohen Alter *keine* Autobiographie zu schreiben¹; hatte ich doch den starken Eindruck, dass dabei die Gefahr bestünde, eigenes Versagen, Unvermögen, eigene Fehler und eigene Schuld herunterzuspielen oder zu beschönigen, kurz, wie ein Buchtitel lautet, „Besonnte Vergangenheit“² darzubieten. Selbst im einundneunzigsten Lebensjahr in jenes Alter gekommen, da sich Rückbesinnungen mehren, Bilanzierungen nahelegen, die Selbstkritik abnimmt und – von anderen – manchmal die Weisheit des Alters gepriesen wird, ist die Gefahr umso größer, selbst wenn man sich auf nur einige herausragende Spots beschränken möchte; denn das ganze Leben ist ohnehin nicht darzustellen. Dieses Buch möchte auch keine Autobiografie sein, sondern nur etwas erzählen von dem, was mich nachhaltig in meiner Dienstzeit in Kirche und Mission bewegt, vielleicht auch geprägt hat.

Mein ganzes Leben – auch mein Privatleben – hat unter dem Zeichen der Mission gestanden, einer Mission, die in unterschiedlicher Weise angefochten ist, war und auch wohl bleibt. Wenn ich darum den Buchtitel „Immer im Riss“ gewählt habe, greife ich auf eine Formulierung des altehrwürdigen Missionssuperintendenten Christoph Johannes von Salem in Südafrika³ zurück, dessen Nachfolger ich dort

1 Z. B. Ernst Jäschke, *Unterwegs: berufen – gesandt – getragen. Ein Missionsleben im XX. Jahrhundert*; und Ernst Dammann, *Menschen an meinem Lebensweg*.

2 Carl Ludwig Schleich, *Besonnte Vergangenheit. Lebenserinnerungen 1859–1919*.

3 Lebensdaten in: Johannes Junker, *Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre, Hundert Jahre Lutherische Kirchenmission (1892–1992)*, Bleckmarer Missionsschriften, Bd. 11, S. 52.

eine Zeit lang war, die er immer dann zu gebrauchen pflegte, wenn er sich in seinem missionarischen Dienst „zwischen den Fronten“, also in Konflikten befand und er, hin und her gerissen, nicht mehr weiter wusste – oft in Dingen, die die damalige unselige Apartheidspolitik tangierten. Auch meine aktiven *direkten* Missionstätigkeiten als Missionar in Südafrika 1955 bis 1966 und als Missionsdirektor 1984 bis 1995 waren davon überschattet. Aber der „Riss“ tat sich *auch* auf zwischen Familie und Beruf, zwischen Afrika und Deutschland, zwischen Leitendem und Gehorchendem, zwischen Kirche und Mission und schließlich auch zwischen Leben, Sterben und Auferstehen.

Damit ich weitgehend von Beschönigungsversuchungen bewahrt bleibe, will ich im Anhang aus vorhandenen Quellen dokumentieren, damit auch – nur an einem einzigen Thema – ersichtlich wird, wie und mit welchem Arbeitsaufwand viele Probleme zu bearbeiten waren. Es wird sich aber nicht umgehen lassen, dass dies auch aus meiner heutigen Sicht zu kommentieren sein wird. Schließlich macht jeder – Gott sei Dank – auch Entwicklungen durch, die dann manches im Leben korrigieren. Die Auseinandersetzungen um die Apartheid in Südafrika mögen dabei ein Gewicht bekommen, das unangebracht erscheint, würde aber im Text selbst alles andere verdrängen. Deshalb also der Anhang. Meine Einstellung zur Apartheid war und ist differenzierter als die gängige pauschale Verurteilung. Ich habe dort ja als ausländischer Gastarbeiter gelebt und gearbeitet, abhängig immer wieder von Aufenthalts- und Arbeitserlaubnissen; und ich war später verantwortlich für bis zu 25 Missionare und deren Familien, schwerpunktmäßig in Südafrika, aber auch in Botswana und Brasilien. So wollte ich auch nicht durch unbedachte radikale Worte oder Taten den Missionsauftrag unseres Herrn Jesus Christus gefährden.

Am wichtigsten ist mir am Ende meines Lebens, dass ich im Weinberg meines Herrn Jesus habe arbeiten dürfen. Dort war viel zu tun. Ich habe auch, wie man sehen wird, manchen Fehler gemacht.

Da habe ich auch aus Fehlern gelernt, bin durch Erfahrungen reifer geworden und nüchterner und kritischer gegen mich selbst und wohl auch gegen die eigene Kirche und Mission.

Braunschweig, im Jahr 2022

I. Missionar in Südafrika

1. Kindheit und Jugend als Vorbereitung

Als das sog. „Dritte Deutsche Reich“ mit seinem Rassenwahn zu Ende ging, war ich gerade noch zwölf Jahre alt. In unserem kleinen Riesengebirgsdorf scheint manches nicht in seiner ganzen Härte angekommen zu sein. Eine Tageszeitung konnten wir uns nicht leisten, und im „Volksempfänger“ kamen keine Kindersendungen. Ich erinnere mich nur an eine Rede „unseres Führers Adolf Hitler“, von der mir allerdings außer seinem Gebrüll und dem fanatischen Getöse der Massen nichts in Erinnerung geblieben ist.

Von „Untermenschen“ wussten wir nichts. Wir Kinder hatten unwissentlich täglich Kontakt zu ihnen, zu polnischen und russischen Zivilgefangenen und französischen Kriegsgefangenen, die bei den Bauern in der Nachbarschaft arbeiteten – nicht nur zum Briefmarkentauschen –. Einmal war eine Zivilgefangene „ins Wasser gegangen“. Ihre Leiche wurde erst einmal in unserem Spritzenhaus der freiwilligen Feuerwehr zwischengelagert. Für uns Kinder ein sensationeller Hingucker. „Sie hat sich wohl aus Kummer das Leben genommen“, meinten die Erwachsenen. Ein anderes Mal erschien bei uns zu Hause ein solcher Zivilgefangener, der inständig bei meinem Vater Fürsprache bei irgendwelchen Behörden einforderte. Er hatte in der Papierfabrik im Dorf einen Schraubenschlüssel in eine Maschine geworfen. Da lernten wir, was Sabotage ist.

Bei Familientreffen gab es jedes Mal ein Zeitfenster, an dem die Erwachsenen unter sich bleiben wollten und wir Kinder nach draußen oder zu Bett geschickt wurden. Da habe ich dann – heimlich hinter der Tür horchend – zum ersten Mal das Wort „Konzentrationslager“ gehört, konnte es aber nicht einordnen; und auf jede Frage, was das sei, hieß es: „Das verstehst du noch nicht.“

Bei den „Pimpfen“, der Kinderorganisation der Hitlerjugend, hatten wir als Jungzugsführer den Sohn des katholischen Dorfkantors. Bei ihm haben wir auch einige Strophen aus den Liedern gelernt: „Der Mond ist aufgegangen“ und „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“. Dazu auch Wander- und Soldatenlieder. Nur an einem Lied habe ich damals Anstoß genommen. Da hieß es:

*„Unsre Fahne flattert uns voran,
unsre Fahne ist die neue Zeit,
unsre Fahne führt uns in die Ewigkeit,
ja die Fahne ist mehr als der Tod.“*

Das stimmte nicht mit meiner Erziehung im christlichen Elternhaus überein und auch nicht mit dem, was ich schon im altlutherischen Vorkonfirmandenunterricht gelernt hatte. Nachzufragen war zwecklos; das durfte man als Kind damals nicht.

Zwei Monate nach dem Einmarsch der Russen⁴ mit dem Kriegsende wurden wir von den Polen unter Androhung von Erschießung – innerhalb von zehn Minuten – aus unserem Siedlungshaus und unserem Dorf ausgewiesen. Alles, was wir mitnehmen konnten, war auf einem kleinen Handwagen verstaut. Wir, das waren meine kränkliche Mutter und meine zehn und sieben Jahre alten Brüder. Der Vater war noch nicht aus dem Krieg zurückgekehrt. In einem vielleicht zehn Kilometer langen Elendszug unter bewaffneter Begleitung der polnischen Miliz ging es zu Fuß insgesamt sieben Tage lang nach Nordwesten. Nach fünf Tagen hatten wir die Grenze zur „Ostzone“⁵ bei Görlitz erreicht, zwei Tage später dann ohne solche Begleitung den uns vorläufig rettenden großväterlichen Bauernhof in Klitten in der Oberlausitz, der als ein möglicher Treffpunkt der Familie nach dem Krieg rechtzeitig vereinbart worden war.

4 Dem Waffenstillstandstag, dem 8. Mai 1945.

5 Später: DDR („Deutsche Demokratische Republik“).

So wurden wir „Vertriebene“. Wer auf polnischer Seite schlapp machte oder sich weigerte weiterzulaufen, wurde erschossen und blieb im Straßengraben liegen. Wir Kinder wurden Zeugen von Schlägen, Grausamkeiten, Vergewaltigungen und Gewalttätigkeiten der nunmehrigen Sieger. Damit wir nicht verhungerten, stahlen wir in einem schon vor uns geleerten Landstrich, was es noch zu holen gab. Es war nicht viel. Mundraub eben! In einer Stadt stand auf dem Marktplatz ein mit russischen Soldaten besetzter LKW, von dem jede Familie ein russisches Brot geschenkt bekam. Ein Festtag! Wir hörten aus den Gesprächen der Erwachsenen, dass das wohl alles geschah aus Rache für das, was Hitler den Polen angetan hätte. Vieles tuschelten die Erwachsenen unter sich. Ich hatte unseren Handwagen zu ziehen.

Ich sah zum ersten Mal Angst in den Gesichtern vieler Leidensgenossen. Einer unserer Nachbarn, der mit seinem Schubkarren kaum noch gehen konnte, fluchte laut Gott und den Polen mit grässlichen Flüchen, die ich als grobe Gotteslästerung empfand. Wenig später peitschten Schüsse durch die Nacht. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. In jener grässlichen Nacht habe ich mir vorgenommen, dass ich später etwas werden wollte, um verhindern zu helfen, dass Menschen Gott so fluchen, so gottlos sein oder werden könnten. Konkret hatte ich noch keine Vorstellungen davon. Da ich aber einen Onkel hatte, der am Kilimanjaro Missionar gewesen war⁶, kam der mir dabei in den Sinn.

Ich weiß nicht, warum ich das Geschehen in dieser Nacht wie ein Gelübde angesehen habe, das ich Gott gegeben hatte. „Versprochen ist versprochen“, sagten wir als Kinder! Es hätte noch tausend Möglichkeiten gegeben, mich davon zu entbinden. Aber es hat mich nicht losgelassen, nicht in Klitten während meines Konfirmandenunterrichts, nicht in Eisleben, wo mich meine Mutter im Januar 1946 al-

6 Ernst Jäschke.

lein und todkrank mit Hungertyphus im Krankenhaus zurücklassen musste, nicht auf meiner anschließenden abenteuerlichen Reise nach Bayern, wo ich wieder mit meiner Familie zusammentraf, nicht während meiner anschließenden Schulzeit in der Fürther Oberschule und nicht in Veitsbronn, wo ich konfirmiert wurde⁷ und den Konfirmationsspruch bekam: „Siehe, Gott ist mein Heil, ich bin sicher und fürchte mich nicht“ (Jes. 12,2). Der hat mich seit damals geleitet und begleitet und mich oft auch mutig und ziemlich furchtlos gemacht.

Nach meinem ständigen Gequengel meldete mich mein Vater im Missionsseminar in Neuendettelsau an. Die zunächst enttäuschende Antwort: Ich sei noch zu jung, ich solle noch weiter auf der Oberschule bleiben und mich in zwei Jahren wieder melden. Da zwischenzeitlich die EKD gebildet wurde und damit die Kirchengemeinschaft zwischen der Bayerischen Landeskirche und den Alt-lutheranern zerbrach, kam für mich Neuendettelsau nicht mehr in Frage. Vom Oberkirchenkollegium, der altlutherischen Kirchenleitung, wurde Bleckmar empfohlen, weit weg in Niedersachsen. Auf die Anmeldung meines Vaters kam von dort die Nachricht, dass ich sofort kommen könne. Der Kursus hätte zwar schon vor einigen Monaten begonnen, ich könne aber noch einsteigen. So geschah es. Nach Weihnachten 1948 verließ ich Schule und Elternhaus und siedelte über nach Norddeutschland.

Das Dorf Bleckmar mit einer Kirchengemeinde der Evangelisch-Lutherischen Hannoverschen Freikirche wurde nun für fast sieben Jahre meine geistliche Heimat, die mich lebenslang prägte. Unweit gelegen vom ehemaligen Konzentrationslager Bergen-Belsen, erst drei Jahre nach dem Zusammenbruch, waren noch die Nachwehen des nationalsozialistischen Rassenwahns überall präsent, nicht zu-

7 Am 13. April 1947. Das Konfirmationsfoto kostete ein halbes Pfund geräucherten Schweinespeck vom „Schwarzen Markt“.

letzt durch Berichte des Massensterbens, von denen Augen- und Ohrenzeugen erzählten. Nach dem dreijährigen Sprachkurs – Latein, Griechisch und Hebräisch – wurden zwei auswärtige Studiensemester in Hamburg (an der Kirchlichen Hochschule und an der Universität) und an der Lutherischen Theologischen Hochschule in Oberursel eingeschoben – wegen eines Wechsels in der Leitung des Missionshauses⁸.

Dann wurde Missionsinspektor Pfarrer Friedrich Wilhelm Hopf⁹ unser Lehrer. Ich war nicht sein von ihm bevorzugter Lieblingsschüler, wohl auch, weil ich mich zu wenig devot ihm gegenüber verhielt, wurde aber von ihm zu organisatorischen Aufgaben, etwa bei Missionsfesten oder Freizeiten, immer wieder gebraucht und eingesetzt. Seit der Zeit hieß es überall und immer, ich hätte eben Organisationstalent. Von 1951 bis zum Ersten Theologischen Examen 1955 brachte er uns mit Männern zusammen, die uns in unterschiedlicher Weise für unseren späteren Dienst in Gottes Mission prägten: Prof. Dr. Ernst Dammann, dem ich viel für die Bantuistik und die Zulusprache verdanke; der legendäre „Vater Mokone“, der erste Afrikaner, den wir überhaupt aus unserer Mission zu Gesicht bekamen, und der uns fröhlichen Mut für den Dienst in Südafrika machte; Prof. Dr. Arno Lehmann, der für meine Zuwendung für afrikanische Kunst verantwortlich ist; der greise Leipziger Missions-theologe Dr. Bruno Gutmann, der uns für die Beachtung der „Ur-tümlichen Bindungen“ in der praktischen Missionsarbeit die Sinne schärfte; Otto von Harling, der von 1903 bis 1953 Leiter des Institutum Judaicum Delitzschianum in Leipzig und Münster gewesen war und dafür sorgte, dass bei mir lebenslang das Zeugnis unter den Juden aktuell blieb; und nicht zuletzt mein späterer Ordinator Missionssuperintendent Christoph Johannes, der die Geschicke unserer

8 Bisher der schon im Ruhestandsalter befindliche Pastor Adolph Blanke.

9 Sein Lebensbild und seine Bibliografie: Rudolf Keller, Wer war Friedrich Wilhelm Hopf? In LUTHERISCHE BEITRÄGE 4/2022, S. 242.

Mission durch zwei Weltkriege hindurch, in denen es zwischen Südafrika und Deutschland keine Verbindungen gab, gemeistert hatte. Ein halbes Jahrhundert lang hat er die Missionsstationen vor allem im Zulu-Bereich bis hin nach Johannesburg mit Hilfe treuer einheimischer Evangelisten und Pastoren aufbauen dürfen. Er war nun erstmalig nach seiner Aussendung 1907 wieder in Deutschland. Alles, was er sagte, atmete eine erstaunliche Erfahrung in der erlebten Missionspraxis. Keine Worte, die *wir* hätten verstehen können, fand er, als wir ihn nach der Apartheid fragten. Es lag ihm nicht, darüber zu theoretisieren. Von ihm hörte ich zum ersten Mal, dass ein Missionar in Südafrika immer „*im Riss*“ stünde. Was das wirklich bedeuten konnte, ahnten wir damals noch nicht. Doch alles, was er uns über die Zulus, ihren alten heidnischen und neuen christlichen Glauben und ihre Geschichte berichtete, war nicht nur geprägt von großer Erfahrung, Kenntnis und Klarheit, sondern auch von einer Zuwendung und Liebe, die mich stark beeindruckte.

Im Missionshaus wurde es traditionsgemäß nicht gern gesehen, wenn zu weit vor der Aussendung schon Beziehungen zum weiblichen Geschlecht angebahnt wurden, da das angeblich das Theologiestudium behindere. Da ich der Jüngste war, schien das auch bei mir nicht zu eilen. Doch es kam anders. In der Vorweihnachtszeit 1949 wurden im dortigen Jugendkreis der Kirchengemeinde, an dem wir Seminaristen auch teilnahmen, die Rollen für das Krippenspiel verteilt. Als Maria, die auch ein Lied zu singen hatte, stand sehr bald fest, dass die im benachbarten Pfarrhaus lebende „Haustochter“ Heide diese Rolle zu übernehmen hätte. Es wurde beschlossen, dass sie selbst den Joseph wählen sollte. Ihre Wahl fiel auf mich, weil sie – wie ich später erfuhr – den mehr als sechs Jahre Jüngeren als Harmlosesten ansah und sie auch nicht im Dorfklatsch, ins „Gerede“ kommen wollte. Doch daraus entwickelte sich eine langsam wachsende gegenseitige Zuneigung, die schließlich zuerst zu einem „heimlichen“ Eheversprechen und, nach ihrer damals nötigen Vor-

stellung beim Missionsinspektor, zur Verlobung führte. Sie hatte inzwischen im Hamburger Universitätskrankenhaus ihr Krankenschwesternexamen abgelegt. Weil die Mission sie später bat, als weitere Missionsschwester im Missionshospital auf Itshelejuba in Osttransvaal Dienst zu tun, wurde sie schon ein halbes Jahr *vor* mir (im Juni 1955) nach Südafrika ausgesandt.

Im Missionshaus bewegte uns damals besonders der in erster Auflage 1949 in Deutsch erschienene Südafrika-Roman von Alan Paton „Denn sie sollen getröstet werden“¹⁰. Der anglikanische Missionar schrieb über die Situation der Schwarzen in Johannesburg im damaligen Apartheidsstaat. Dass die Hauptperson ein Zulu war, machte das Buch für mich besonders aktuell. Ganz andere Akzente setzten die Berichte über den blutigen Mau-Mau-Aufstand der Kikuyu in Kenia (1952–1955) gegen die englische Kolonialmacht, der dann 1963 – über verschiedene Zwischenstufen – zur ersten völligen Selbstständigkeit eines afrikanischen Staates führte. Zur Zeit unserer Abordnung und Ausreise nach Südafrika 1955 bewegten die Gemüter in Deutschland die Gräueltaten, die nach Korrespondentenberichten auch an Missionaren und deren Familien verübt worden sein sollten, sodass uns zum Teil unsere eigenen Verwandten – und vor allem die meiner Verlobten – für verrückt hielten, als Missionarsleute ausgerechnet nach Afrika zu gehen. Da hat mir wohl wieder mein Konfirmationsspruch geholfen; und die drei Wochen lange, teils bewegte Seereise von Southampton bis Kapstadt und nach Durban mit der „Pretoria Castle“ war nicht anzuhalten. Auch die Verlobte wartete. Alles aber wurde überlagert durch den einzigen Wunsch, unter den Zulu ein guter, fleißiger Missionar werden zu wollen.

10 Englischer Originaltitel: *Cry, the Beloved Country*.

2. Die zwei ersten Jahre

Kurz vor Weihnachten 1955 erreichten wir vier ausgesandten Bleckmarer Missionarsanwärter erwartungsvoll mit der „Pretoria Castle“ von Southampton über Kapstadt endlich Durban und wurden gleich im Hafen, von vielen erwartet und begrüßt, in die künftigen Lern- und Dienstbereiche über das ganze Land verteilt.

Die erste Woche über Weihnachten durfte ich auf der Missionsstation *Itshelejuba* bei den Missionarsleuten verbringen und – „gesittet“ – die Freizeit mit meiner Verlobten in dem stationseigenen Missionshospital. Auf *Itshelejuba* erlebte ich auch die ersten Gottesdienste. Beeindruckend der Gemeindegesang! Im Chorraum der schlichten kleinen Kirche stand der aus Zedernästen „selbstgebaute“ Weihnachtsbaum mit Kerzen, die sich, vor der Sommerhitze und teilweise von Sonnenstrahlen beschienen, nach unten bogen, verlöschten und unbrauchbar wurden. Von der Predigt verstand ich noch nicht viel. Vier Worte kehrten immer wieder: „uJesu“, „uSatane“, „ezulwini“¹¹ und „Esihogweni“¹². Der Missionar, in Südafrika geboren, in Deutschland ausgebildet, schien nicht nur sprachlich den Zulu ein Zulu geworden zu sein. Von ihm bekam ich auch zu hören, was offenbar für alle ankommenden Missionsleute galt: Zwei Jahre lang sollte ich Augen und Ohren offen, den Mund aber geschlossen halten. Das bedeutete, zwei Jahre lang keine eigenen, vor allem abweichende Meinungen zu äußern und vor allem keine kritischen, unbequemen Fragen zu stellen. Hier erlebte ich auch zum ersten Mal in Südafrika Körperstrafen für Schwarze, die gelogen oder gestohlen hatten oder stinkfaul gewesen waren. Fragen dazu waren verboten. Skrupel mussten innerlich allein verarbeitet werden.

Das nächste halbe Jahr verbrachte ich – nicht zu nahe! – auf der vielleicht 400 Kilometer entfernten Missionsstation *Enhlanhleni* in

11 Das bedeutet „im Himmel“.

12 Das bedeutet „in der Hölle“.

Natal. Zulu-Unterricht hatte ich dort täglich bei Dr. Johannes Schroeder, einem ebenfalls geborenen Südafrikaner und als Linguist geachteten Wissenschaftler. Er hatte gerade erst die lutherischen Bekenntnisschriften ins Zulu übersetzt und traktierte mit mir den gefürchteten und überall ungeliebten, aber angeblich unverzichtbaren „Wangemann“¹³. Fonetische Sprechübungen hielt er – jedenfalls in diesem frühen Lernstadium zu meinem Leidwesen, weil ich fremde Sprachen am besten durch Hören und Sprechen lerne – für nicht angebracht. In Logis war ich gleich nebenan bei den Missionarsleuten Stallmann, die auch erst etwa zwei Jahre vor mir in Südafrika angekommen waren. Über die tägliche Praxis in einem Missionarshaushalt habe ich da – manchmal noch zusammen mit den jungen Missionarsleuten¹⁴ – am meisten gelernt, ebenfalls das Reiten im angrenzenden Reservat des unwegsamen Umsinga-Distrikts, wo der Missionar zu Heiden und Christen unterwegs war.

Die Entfernung zwischen unseren Kulturen erschien mir anfangs riesengroß. Die Apartheid war weit weg, hier merkbar vielleicht im drei Kilometer entfernten Ort Pomeroy, wo ich auf der Polizeistation einen Zuluspeer¹⁵ erbat, den die Polizei konfisziert hatte, weil an ihm noch Menschenblut klebte. Einmal am Tag hörten wir am Radio die Nachrichten in Englisch. Die rings herum angesiedelten deutschen Farmer hatten Angst davor, dass sie von der Regierung in Pretoria enteignet werden könnten, weil ihre Farmen an das inzwischen zu klein gewordene Home-Land KwaZulu, dem Zululand, zugeschlagen werden könnten. Die Schwarzen fürchtete man nicht. Man sprach ihre Sprache, kannte ihre Mentalität, hatte wohl auch den einen oder

13 Ein dickes Zulu-Lehrbuch eines römisch-katholischen Missionars aus dem 19. Jahrhundert.

14 Auch das Schweineschlachten, während dem uns die Missionarsfrau aus einem extra aus Deutschland bestellten Buch die Anweisungen vorlas.

15 Auf Zulu Umkhonto (Ich besitze ihn noch heute).

anderen Zuträger verborgenen Geschehens in der sie umgebenden Zulu-Welt und war im Übrigen gut bewaffnet.¹⁶

Da ich außer dem theoretischen Sprachunterricht auch das Sprechen üben wollte, wurde ich nach *Umhlangeni* zu Missionar Schwacke geschickt. Auch dieser Missionar, in Südafrika geboren, sprach Zulu wie ein Einheimischer ohne fremden Akzent. Bei ihm lernte ich auf die Sprachmelodie und den Sprachrhythmus zu achten und den Akzent der Weißen zu bekämpfen. Seiner militant nationalen, politisch rassistischen und manchmal auch verqueren theologischen Einstellung vermochte ich schon damals nicht zu folgen. Tagelange Fußmärsche durch die „Lokation“ zu Kraalbesuchen wurden mit mir unternommen – wie ich später erfuhr, extra für mich „Greenhorn“ aus Deutschland inszeniert, damit ich lerne, was Missionsarbeit sei! Ausgerechnet bei einem, der völlig chaotisch mit seiner Tagesstruktur umzugehen pflegte! Gegen Ende meiner Zeit dort, hatte sich auch der Missionsdirektor anlässlich seiner Visitationsreise bei Schwackes angemeldet. Da über die Schwackesche chaotische Haushaltsführung allerlei bedenkliche Erfahrungsberichte im Umlauf waren, wurde meine Verlobte eine Woche lang von Itshelejuba zur „Haushaltshilfe“ nach Umhlangeni abkommandiert und ich als Fotograf. Unvergessliche Zeiten!

Zum ersten Mal ganz allein auf mich gestellt, wurde ich dann noch zwei Monate – alles noch 1956 – zu dem Zulupastor Sibiya nach *Pella* geschickt. Getreu der Apartheids-Gesetzgebung habe ich dann im etwa zwei Kilometer entfernten Pfarrhaus der deutschen Gemeinde Kirchdorf gewohnt und bin täglich von dort nach Pella geradelt – mein tägliches Wechselbad zwischen den Kulturen. Mit Pastor Sibiya habe ich damals meine erste Zulupredigt vorbereitet und auch gehalten, „viel zu früh“, wie man das aus der Ferne von Salem, unserem „Hauptquartier“ her kommentierte.

16 Außer auf der Missionsstation.

Während der schon erwähnten Visitationsreise unseres Missionsdirektors Friedrich Wilhelm Hopf wurde auch vom 2. bis 4. Oktober 1956 die große Synode auf Salem abgehalten mit 54 Delegierten aus den Zulu- und Tswana-Gemeinden sowie den dazu gehörenden Missionaren.¹⁷ Von *einer* Tswana Gemeinde war weder der Missionar noch ein Gemeindedelegierter anwesend. Auf dieser Synode wurden für die Selbstständigwerdung der späteren Lutherischen Kirche im Südlichen Afrika (LCSA) – das sollte noch zehn Jahre dauern – weitreichende Beschlüsse gefasst: Die von der Missionsleitung in Deutschland erarbeitete „Wegweisung“ für die Bildung einer jungen Kirche wurde einstimmig beschlossen. Es wäre gut, wenn sich die heute für die LCSA Verantwortlichen daran erinnerten, dass ihre kirchliche Selbstständigkeit nicht etwa *gegen* die weißen Missionare von ihren eigenen Vätern erkämpft wurde, sondern von den geistlichen Vätern der Mission in *Deutschland* vorbereitet und mit einem erheblichen Druck unter ihnen in Südafrika durchgesetzt werden musste.

Anfang 1957 wurde ich dann nach *Salem*, in unser „Hauptquartier“ befohlen. Schließlich wollte sich der Missions superintendent auch ein Bild von *mir* machen. Ich sollte dort mit meinem früheren Kommilitonen Georg Schulz zusammen den schon erwähnten „Wagemann“ weiter durcharbeiten, in dem ich ihm gegenüber weit im Rückstand war. Die Zusammenarbeit erwies sich als nicht ganz einfach, weil unsere Sprachlernmethoden zu unterschiedlich waren. Positiv für mich vermerkt wurde das, als wir beide nacheinander auf einem Missionsfest auf Mabola kurze Ansprachen gehalten hatten.

17 Georg Schulz und ich haben das fast wörtliche deutsche Protokoll geführt – möglich, weil für den hohen Gast aus Deutschland alles und jedes ins Deutsche übersetzt werden musste, was ja auch noch in die beiden Eingeborensprachen übersetzt wurde. (Das Protokoll wurde später in Bleckmar auf 68 DIN-A4-Seiten vervielfältigt herausgegeben).

Im Hause der „Johannesen“ hatte ich es zuerst nicht ganz leicht, was sich später jedoch sehr veränderte. Die Familie Johannes bestand aus dem Missionarsehepaar und fünf ledigen, im Haushalt lebenden erwachsenen Kindern, die sich alle bemühten, uns zu richtigen Missionaren zu erziehen. Mein Kollege, schon von Anfang an auf Salem, war inzwischen auch ein bevorzugtes Kind des Hauses geworden. Selbstverständlich propagierte man hier politisch auch die Nationale Partei mit ihrer Apartheidspolitik. Dass dort gerüchtweise irgendwo noch ein Hitlerbild als Zeichen ungebrochener nationalsozialistischer Gesinnung an der Wand hängen sollte, kann ich nicht bestätigen, da ich auch nicht zu allen Zimmern des Hauses Zutritt hatte. Aber im Garten gab es noch ein überdimensionales als Hakenkreuz eingefasstes Beet, das, sinnigerweise mit riesigen Kakteen bepflanzt, erst 1962 von mir entfernt wurde, als ich selbst dort Missionar war – weil ich die Ziegelsteine der Begrenzung zum Mauern einer Sickergrube brauchte.

Im August 1957 wurde ich dann nach *Eben-Ezer* geschickt. Dort war das Missionarshaus frei geworden, da der Inder-Missionar, der es bewohnt hatte, mit den dort wohnenden Schwarzen nicht fertig geworden war und in der nahen Ortschaft Glencoe ein neues Domizil erhalten hatte. Pastor Ephraim Mthembu sollte bis zu meinem Zweiten Examen und meiner Ordination im kommenden Jahr mein Lehrer sein; ich sollte mich dort schon einmal eingewöhnen, und das alles an der „langen Leine“ des Missionars von Itshelejuba, der allerdings nie in Erscheinung trat. Aber endlich durften wir nach sieben Jahren Wartezeit auch heiraten. Für Eben-Ezer wünschte mir die Missionarsfrau zum Abschied nicht Gottes Segen, sondern „herzliches Beileid“. Wir beide wussten, dass die dortigen Gemeindeglieder schon 30 Jahre lang gegen die jeweiligen Missionare prozessiert hatten. Die Missionsstation hatte deshalb keinen guten Ruf. Eben-Ezer war eine ansehnliche Farm, auf der inzwischen etwa 30 Kraale angesiedelt worden waren, die nach südafrikanischem Recht zu Deputat-Ar-

beiten verpflichtet waren. Der dort lebende Missionar war als „Platzherr“ für deren Organisation zuständig und übte zugleich zwischen den dort lebenden Familien mit ihren Fehden und Händeln eine „kleine Gerichtsbarkeit“ aus, er musste also zugleich Pastor und Bürgermeister sein, Seelsorger und Polizist – eine Aufgabe eben, an der seit 30 Jahren meine Vorgänger mehr oder weniger gescheitert waren und vor der auch ich nicht wenig Angst hatte. Dass es bei mir in den vier Jahren, die ich dann auf Eben-Ezer war, *keine* Prozesse gab, ja nicht einmal die Polizei gerufen werden musste, habe ich wohl meiner Freundschaft mit Pastor Mthembu zu danken, der mir ein wichtiger Berater wurde und mich vor verhängnisvollen Fehlern bewahrte.

3. Am ersten Etappenziel von Eben-Ezer

Doch als erstes stand unsere Hochzeit an. Traditionsgemäß sollte sie in der vielleicht drei Kilometer entfernten deutschen Gemeinde Uelzen stattfinden.¹⁸ Die Gemeinde hatte für uns freundlicherweise nach der Trauung noch eine Feier mit Kaffee und Kuchen geplant, weil wir ja bei der Hochzeit überhaupt keine Anverwandten zugegen hatten, auch Eltern und Geschwister im fernen Deutschland konnten nicht dabei sein. Wir hatten auf Eben-Ezer kein Telefon und auch kein Auto. Bis kurz vor der Trauung waren wir noch mit Renovierungsarbeiten beschäftigt. Als wir dann von Freunden mit dem Auto abgeholt wurden – für die Einkleidung der Braut schien uns eine lange Vorbereitungszeit nicht nötig zu sein – war wohl für unsere Reinigung die Zeit zu knapp gewesen. Jedenfalls meinten spätere Hochzeitsgäste, in unseren Haaren schon die ersten grauen Strähnen entdecken zu können, aber es waren nur Farbreste von unseren Malerarbeiten. Da für meine spätere schwarze Gemeinde die Teilnahme an der Trauung und der Feier in den Gemeinderäumen tabu war, hatte ich mir ausbedungen, dass die, die gucken kommen

¹⁸ Hochzeitstag: 31. August 1957.

wollten, es nach dem Gottesdienst vor der Kirche tun durften. Zu unserer Überraschung wurden die 20 bis 30 schwarzen „Zaungäste“ dann auch noch mit Kuchen verpflegt. Schon im Traugottesdienst hatte es eine Überraschung gegeben, die manches an diesem Tage vergessen machte: Wunschgemäß hatte Pastor Präses Reusch über Kolosser 3,17 die Traureden gehalten: „Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus und danket Gott dem Vater durch ihn.“ Das hatte ich auch dem Chorleiter Friedel Schroeder gesagt, als er anfragte, ob wir Wünsche hätten, damit er etwas Passendes aussuchen könne. Und dann, nach einer kleinen merkwürdigen Pause, in der auf der Empore einige Instrumente mit der Orgel gestimmt zu werden schienen, wurde die ganze gleichnamige Kantate von Dietrich Buxtehude mit den Mitteln dargeboten, die eben vorhanden waren. Und Gustav Stielau sang sogar die Bass-Arie: „Habe Deine Lust am Herrn, der wird dir geben, was dein Herz wünscht.“ Eigentlich wollten wir am nächsten Morgen mit der Bahn unsere Hochzeitsreise an die Südküste antreten, aber als dann noch am Hochzeitsabend von den Nachbarfarmern drei Kühe, teils mit Kälbern, als Hochzeitsgeschenke auf den Hof bei uns eintrafen, fiel die Hochzeitsreise aus. Wir hatten uns nun um unser Vieh zu kümmern. Damals wurde von der Mission vorausgesetzt, dass auf solche oder ähnliche Weise das spärliche Missionarsgehalt von damals 30 Pfund im Monat aufge bessert werden dürfe.

Zum Ende des Zweiten Theologischen Examens, am Himmelfahrtstag 1958 auf Eben-Ezer mit Predigt und Katechese und meiner Ordination wieder in der deutschen Gemeinde Uelzen¹⁹, war der Missions superintendent angereist. Damit war ich nun vollverantwortlicher Missionar der Missionsstation Eben-Ezer.

Noch immer hatten wir kein Auto, weil man in Deutschland der Meinung war, dass ich im Bereich der Filialgemeinde Tholeni die

19 Ordinationssonntag Exaudi: 18. Mai 1958.

Missionsarbeit nur mit dem Pferd treiben könne. Nur: Wie sollte ich jedes Mal die fast 30 Kilometer dorthin zurücklegen? Ross und Reiter würden schon müde sein, ehe dort die eigentliche Missionsarbeit unter Heiden beginnen würde. Das waren typische Entscheidungen in Deutschland „am grünen Tisch“. Ich plante Anderes. Ich brauchte ein Auto für alle Filialgemeinden von Eben-Ezer, wie das bisher schon üblich gewesen war. Langfristig wollte ich aber die Missionsarbeit per Pferd auf Tholeni vorbereiten: geeignete Pferde dort nicht nur unterstellen, sondern sie in geeignete Obhut geben und sie dann eben von dort aus benutzen, um in das unwegsame Gebiet gelangen zu können. Wieder halfen da zuerst die benachbarten Farmer. Sie liehen mir ihre Fahrzeuge zur Erlangung des Führerscheins und für die Gottesdienste in Washbank und Tholeni. Auch als der Geburtstermin unseres ersten Kindes herankam, habe ich einen allerdings etwas schwächelnden Pickup-Truck geliehen bekommen. In den kalten Winternächten sprang er nur an, wenn man in den Kühler kochendes Wasser gegossen hatte. Das dauerte auf dem Holzherd in der Küche natürlich seine Zeit. Und so geschah es denn auch in jener denkwürdigen Nacht, als ich meine Frau zur Entbindung unseres Ältesten nach Dundee zu bringen hatte. Schließlich ignorierte der Missionssuperintendent die deutsche Entscheidung, und ich bekam einen gebrauchten VW-Käfer, „Standard“, noch mit Zwischen gas bei der Gangschaltung, der noch viele Jahre gute Dienste getan hat.

Von meiner Arbeit auf Eben-Ezer hier nur einige Begebenheiten:

Ziemlich zu Beginn meiner Tätigkeit schickte ein schon sehr betagter Nachbarfarmer mit einem Boten einen Zettel (weil wir kein Telefon hatten, war dies die übliche Art und Weise der Kommunikation), auf dem stand: „Lieber Pastor, kannst Du bitte immer kommen und meinen Schwarzen Morgenandachten halten.“ Ich antwortete auf dem gleichen Wege, ich hätte kein Auto, würde einmal in der Woche Pastor Mthembu schicken und für die übrigen Tage vorschlagen,

dass er selbst die Andacht hielte, weil er ja perfekt Zulu könne. Gesangbücher könnten wir fürs erste ausleihen. Nach einer Woche kam wieder ein Bote mit einem Zettel, darauf stand: „Lieber Pastor, ich habe mir das lange überlegt, aber es ist doch nicht gut, die Perlen vor die Säue zu werfen.“ Da schien ich selbst gefordert zu sein: auf dem kürzesten Weg durch die Stacheldrahtzäune mit dem Boten zurück! Ich machte dem Farmer klar, dass auch er zu den Säuen zähle, wenn er sonntags unter der Kanzel seines Gemeindepastors sitze. Zu einem groben Klotz gehört eben auch manchmal ein grober Keil. Er hat das dann immerhin ein paar Wochen getan, bis seine Aktivität einschlief.

Eines Nachts wurde ich durch Klopfen am Schlafzimmerfenster geweckt. Pastor Mthembu: „Mfundisi, komm schnell, der Madela-Sohn will seinen Vater umbringen.“ Hose überziehen, Tropenhelm vom Nagel, Zulukeule aus der Ecke und dann mit Mthembu los! Auf dem etwa 300 Meter langen Weg zur Hütte der Madelas habe ich nur noch gebetet: „Lieber Vater, hilf mir, ich habe schreckliche Angst, Angst, Angst...“ Dann bin ich in die Hütte gestürmt, habe den Übeltäter zusammengebrüllt und ihm, mit der Keule herumfuchtelnd, den sofortigen Tod angedroht. Kleinlaut verkroch sich der Angetrunkene und ließ sich entwaffnen. Auf dem stillen Nachhauseweg – allein – klang mein Gebet dann selbstredend anders. Aber ich war mir nicht sicher, ob das die richtige Art der Seelsorge gewesen war.

Ein anderes Mal war im Winter auf der Farm ein Feuer im meterhohen trockenen Gras ausgebrochen. Da es der Wind auf die leicht brennbaren Hütten zutrieb, waren alle Farmbewohner in Gefahr. Da ich inzwischen schon mehrfach erlebt und gelernt hatte, mit solchen Feuergefahren umzugehen, wusste ich, dass hier mit blindwütigen *Einzelaktionen* des Feuer-Ausschlagens mit belaubten Baumästen oder nassen Säcken nichts mehr zu retten war, sondern nur, wenn das im Takt gemeinsam geschah. So kämpften wir uns in einer langen Reihe mehrere Stunden vorwärts, bis die letzten Flammen erloschen waren. Keiner war verletzt worden, keine Hütte war abgebrannt. Er-

schöpft saßen wir noch einen Augenblick beisammen, ich genauso schwarz im Gesicht wie alle anderen. Da kam die Frage nach dem Brandstifter auf. Die Männer meinten, es müsse nach ihm gefahndet werden und er müsse bestraft werden. Ich glaubte nicht, dass das gelingen würde. Doch am nächsten Morgen stand ein Vater mit seiner verheulenen Tochter vor der Tür, ausgerechnet mit unserem Kindermädchen: „Hier hast du sie, schlage sie ordentlich, damit sie das nicht wieder tut.“ Ich: „Du bist der Vater. Du darfst sie bestrafen. Ich müsste es den Behörden melden.“ Auf die Frage nach dem Warum kam heraus: Wir hatten am Vorabend noch unverhofft einen Besuch bekommen. Da hätten die Mädchen noch bleiben müssen und hätten nicht so wie sonst Feierabend bekommen. Das hätte sie geärgert und deshalb hätte sie das Feuer gelegt, aber sie hätte nicht gewollt, dass es so gefährlich werden würde... Mehr als 30 Jahre später hat sie mich – nunmehr eine reife Frau – bei einem Afrikabesuch aufgespürt und sich nach dem Ergehen „ihrer“ Kinder erkundigt. Dabei habe ich sie gefragt, ob ihr Vater sie damals sehr geschlagen habe. Da lachte sie laut auf und antwortete: „Mfundisi, ich habe so was nie wieder gemacht.“

Zu den persönlich schmerzhaftesten Erlebnissen in jener Zeit gehörte, dass mir der Zahnarzt riet, eine Zahnprothese zu planen, da die Kriegskinder in Europa alle an Parodontose litten. Das war damals in Südafrika die einzige Therapie. So geschah es: Im Abstand von einer Woche wurden mir oben und unten alle Zähne gezogen und ein Gebiss angepasst. Finanziert habe ich das dadurch, dass ich bei der nächsten Viehauktion meinen jungen Bullen zu einem guten Preis versteigert habe. Ich meinte, ihn am ehesten entbehren zu können, weil meine Kühe ohnehin von den Bullen meiner Nachbarn bedient zu werden schienen, die immer wieder die Grenzzäune durchbrachen. Ich ahnte nicht, dass die Nachbarn bald neue Zäune ziehen würden und daher meine Kühe nicht mehr von den Bullen meiner

Nachbarn besucht werden konnten, was sich wiederum negativ auf die Vermehrung meiner Rinderherde auswirkte.

Die Pläne mit dem missionarischen Reitereinsatz auf Tholeni mussten noch ein wenig warten. Erstens hatte ich noch keinen Sattel, und zweitens suchte ich noch jemanden, der bereit wäre, die halbwilden Tiere zuzureiten. Da traute ich mich einfach nicht ran. Dann war auch auf Kwakudliqele durch dortige Gemeindeglieder ein Predigtplatz entstanden und aus den dort reichlich herumliegenden Basaltsteinen der Bau eines kleinen Kirchleins begonnen worden. Der dort zuständige alte Evangelist Malinga war für die Bauarbeiten und die Bauaufsicht nicht der richtige Mann, sodass ich mich manchmal täglich selbst darum kümmern musste.

Auch die Filialgemeinde in dem Dorf Washbank nahm Zeit und Kraft in Anspruch. Dort war zwar der in allen unseren Zulu-Gemeinden bekannte Schulleiter Nyandeni eine große Hilfe, aber – selbst Pastorensohn – hatte er auch eine besondere Erwartungshaltung von einem jungen Missionar. So haben wir einmal drei Tage lang nacheinander ohne jeden Erfolg mit Sektenleuten diskutiert. Einmal musste ich die Beerdigung eines früheren Gemeindegliedes halten, der, ins Heidentum zurückgefallen, mehrere Frauen genommen hatte, seit Jahren in Kirchenzucht stand und in der Kirche nicht mehr gesehen wurde, aber ansonsten wohl in der dortigen Gesellschaft ein angesehener Mann gewesen war. In einem solchen Fall sah die Agende vor, dass das Grab nicht erst *nach* dem Segen zugeschaufelt würde, sondern *vor* Beginn des Gottesdienstes unter Gemeindegesang. Das habe ich dann zu Beginn meiner Beerdigungsansprache erklärt und begründet. Doch als ich dabei sagte, dass der Verstorbene auch ein Sünder gewesen sei, merkte ich, dass gleich ein Tumult ausbrechen würde. So habe ich sofort hinzugefügt, dass auch ich ein Sünder vor Gott sei und... Da wurde es wieder still unter den vielen meist kirchenfremden Zuhörern.

Bisher benutzte ich für meine Zulu-Predigten ein wörtlich ausgearbeitetes Konzept, an das ich mich auch sehr eng hielt. Am ersten Weihnachtstag im Gottesdienst in Glencoe geschah es: Als ich den Bibeltext aufschlug, war das Konzept nicht da. Aus Vorsicht, nun zu schnell fertig zu sein, las ich noch den Text des Evangeliums vom Vorabend, über den ich schon auf Eben-Ezer gepredigt hatte. Als ich zwischendurch mal kurz auf die Uhr schaute, hatte ich schon über eine halbe Stunde frei gepredigt und war noch längst nicht fertig. Der ständige Augenkontakt mit den Gemeindegliedern schien für sie und mich eine ungeheuere Bereicherung, sodass ich von nun an für die Predigten in Zulu nur noch einen kleinen Zettel mit Stichworten brauchte.

Plötzlich wurde ich unerwartet von Eben-Ezer in Natal nach Salem in Osttransvaal versetzt. Mein unmittelbarer Vorgänger dort war Bischof und Missionssuperintendent geworden sowie theologischer Lehrer am Seminar auf Enhlanhleni. Von mir erwartete man nun dort unter anderem den Wiederaufbau der nun brach liegenden Posaunen- und Singchorarbeit. Jetzt stand der Umzug an mit zwei Lastwagen von Freunden. Meine kleine Viehherde wurde in Viehwagens der Eisenbahn verladen. Die Kosten dafür wurden durch den Verkauf der Pferde erbracht, die für Tholeni bestimmt gewesen waren, aber nun ja nicht mehr von mir für die dortige Arbeit gebraucht wurden. Alle meine langfristigen Planungen waren dahin. Mit Frau und drei Kindern verließ ich Eben-Ezer, meine „erste Liebe“. Pastor Mthembu blieb wieder allein zurück.

4. Das Missions-Management von Salem

Die Missionsstation war entstanden durch mehr als 50 Jahre lange systematische Aufbauarbeit des bisherigen Missionssuperintendenten Christoph Johannes, jetzt im Ruhestand bei Piet Retief, etwa 10 Kilometer von Salem entfernt, den wir jungen Missionare respekt- und liebevoll „Onkel Christoph“ zu nennen hatten.

Das Terrain der Station selbst war wieder eine mittelgroße Farm mitten im Gebiet meist deutscher Farmer, die zur Gemeinde Wittenberg (mit der Filialgemeinde Panbult) gehörten. Weiter weg gehörten sie zu den „Hermannsburger“ Gemeinden Piet Retief und Comondale. Auf dem Gelände befand sich ein geräumiges Wohnhaus, eine Schule mit vier Klassenzimmern, ein Gemeindehaus, Garagen, Stallgebäude, Werkstatt und Räumlichkeiten, die für das Dienstpersonal nötig waren, alles überragt durch die für unsere Begriffe große „neugotische“ Kirche neben einem Friedhof, alles erbaut mit selbstgeformten und selbstgebrannten roten Ziegelsteinen. Für die Wasserversorgung aus dem Grundwasser gab es ein Windrad mit Pumpe und einen großen Trinkwasser-Tank mit Überlauf zu einem offenen Wasserbecken für die Bewässerung des Gemüsegartens. Wir hatten nun auch ein Telefon an einer gemeinsamen Leitung mit sechs Nachbarn. Elektrizität konnten wir zweimal wöchentlich mit einem eigenen Generator erzeugen, der 24-Volt-Batterien auflud; das reichte für ein paar Glühbirnen. Ein Badezimmer in unserem Sinne war nicht vorhanden. Als Toilette diente uns wie schon auf Eben-Ezer ein Wellblechhäuschen im Garten. Zur Mithilfe – mit Beköstigung und Logis – hatten wir für das Haus und die Kinder zwei Mädchen, eine Frau zum Wäschewaschen und Bügeln, einen Mann für die Gartenarbeit und einen Melkjungen für das Vieh. Die „Missis“ konnte sich daher auch Handarbeiten zuwenden und die Mädchen darin unterweisen.

Meine eigentliche Arbeit erstreckte sich über ein Gebiet, das, wenn man es auf einer Karte umriss, die Gestalt einer langen, in der Mitte verdickten großen Zucchini hatte, von Pongola²⁰ bis Ermelo eine Entfernung von mehr als 300 Kilometer, teilweise bis ins Zululand und ins Swaziland hinein. Hier gab es etwa 35 Gemeinden mit zu-

20 Pongola gehörte zur Missionsstation Itshelejuba, die vorübergehend zu meinem Arbeitsgebiet hinzukam, nachdem der Stationsmissionar in den Ruhestand versetzt worden war.

sammen über 5000 Gemeindegliedern, die eigentlich von sechs Zulu-Pastoren und 25 Evangelisten und Helfern bedient wurden. Das bedeutete, dass ich die Gemeinden eigentlich nur an ganz „großen Sonntagen“ besuchen konnte, wo etwa Erwachsenen-Taufen oder Konfirmationen mit vorangehenden Prüfungen stattfanden, oder angesagte oder auch nicht erwartete Visitationen erforderlich schienen. Ich selbst hielt den Konfirmandenunterricht mit 15 bis 20 Kindern nur auf Salem. Überall sonst waren die Pastoren, Evangelisten und Helfer zuständig. Jeden Freitagvormittag war auf Salem ein Mitarbeitertreffen angesetzt. Hier wurden für die Predigt der Mitarbeiter am folgenden Sonntag Predigthilfen angeboten und diskutiert und in einem zweiten Abschnitt Gemeindeprobleme, Kirchenzuchtsfälle und die anstehenden Gottesdienstpläne besprochen. Für Ersteres hatte ich noch den Ruheständler Onkel Christoph gewinnen können; dann tauschten wir die Plätze, und er hörte interessiert zu, ohne je in die Diskussionen einzugreifen. Diese Zusammenarbeit erwies sich für mich überhaupt äußerst hilfreich und segensreich. Hier wurden auch alle Hilfestellungen eingeübt, die mir zum verantwortlichen Umgang mit Kollekten und Kirchenbeiträgen für die künftige Selbstständigkeit der Kirche wichtig erschienen. Selbst wenn der verehrte greise Vorgänger das nicht immer so wie ich gemacht hätte, meinte er nachher unter vier Augen – augenzwinkernd – , dass er gespannt sei, wie das würde. Ich erfuhr, dass sich ein Kirchenvorsteher bei ihm über mich beschwert hatte: Der junge Mfundisi spräche nur über Geld. Da habe er zum Hut und zum Autoschlüssel gegriffen und gesagt: „Wir können gleich hinfahren und mit ihm reden. Da kannst du ihm das selber sagen.“ Da wollte er aber nicht mit.

Für die Trauungen, die alle auf Salem stattfanden, hatte ich zunächst eine Prüfung als Marriage-Officer²¹ abzulegen, die im Wesentlichen aus der Kenntnis der in Südafrika gültigen Ehestandsgesetze und dem korrekten Ausfüllen aller Unterlagen bestand, die an das Mi-

21 In Deutschland: Standesbeamter.

nisterium in Pretoria und an den Magistrat einzusenden waren. Bei rund 50 Hochzeiten im Jahr war das neben der eigentlichen Trauung ein nicht unerheblicher bürokratischer Aufwand.

Auftragsgemäß lag mir auch die Posaunenarbeit und die Chorarbeit am Herzen. Als Bläserliteratur gab es nur das schon manchmal sehr zerfledderte alte Kuhlosche Choralbuch. Ansonsten waren von Hand abgeschriebene Noten vorhanden, bei denen sich aber mit der Zeit so viele Fehler eingeschlichen hatten, dass kein ordentliches harmonisches Musizieren mehr möglich war. So gab ich damals zwei von mir auf Wachsmatritze geschriebene und dann vervielfältigte Hefte mit dem Titel „Ukukhala kwecilongo“²² heraus. 1963 haben wir dann auf Eben-Ezer das erste gemeinsame Posaunenfest gefeiert, bei dem allerdings die eingeladenen Chöre aus dem Tswanabereich nicht erschienen waren. Zwischendurch waren auch kleine Reparaturen an den Instrumenten erforderlich, und einige funktionierende gebrauchte Instrumente erhielten wir aus Deutschland. Da ich den Klang meines Posaunenchor zu verbessern gedachte und in der benachbarten deutschen Gemeinde Wittenberg ein Posaunenfest stattfand, sagte ich meinem Chor, die Bläser sollten sich dort das einmal anhören, damit sie wüssten, was ich meine. Am Sonntag sah ich dann vielleicht acht bis zehn meiner Bläser bei der Open-Air-Veranstaltung bescheiden in einer Ecke stehen und zuhören. Da merkte ich, wie sich zwei Kirchenvorsteher offenbar über diese kleine Gruppe unterhielten. Tatsächlich steuerte der eine dann auf die Gruppe zu. Schlimmes ahnend schnitt ich ihm den Weg ab und sagte: „Das sind Bläser aus meinem Posaunenchor. Die habe ich herbestellt, damit sie sich einmal anhören sollen, wie gut geblasen werden kann.“ Was er „geknurrt“ hat, habe ich nicht verstanden, aber meine Bläser wurden nicht vertrieben.

22 Das bedeutet „der Hall der Posaune“. Heft 1 erschien 1959 mit 57 Nummern, Heft 2 erschien 1961 mit 55 Nummern.

Auch das Singen sollte gefördert werden. Mehr als 30 Jahre später wurde mir ein Zettel überreicht mit Grüßen einer Lehrerin²³, die sich dafür bedankte, dass ich mit ihnen auch das damals verbotene Lied „Nkosi, sikelel' iAfrika“²⁴ eingeübt hätte. Ich habe damals nichts von solchem Verbot gewusst. Es hat mich offenbar auch keiner verpiffen.

Ein weiteres Arbeitsfeld auf Salem waren die Farmschulen, in denen die Kinder bis zur 4. Klasse lesen, rechnen und schreiben lernten. Als Schul-Manager war ich zuständig für die Einstellung, Aufsicht und (bei Verfehlungen) Entlassung von Lehrern. Ich bekam ihre Dienstpost von der Schulbehörde zur Verteilung und die monatlichen Gehaltsschecks. Natürlich ging es bei allem auch immer um den Religionsunterricht, der die Grundlage für den Konfirmandenunterricht bildete. Ich war damals verantwortlich für etwa zwölf Lehrer an sieben Schulen.

Eine besondere Erfahrung war es auch, als ich die Möglichkeit erhielt, in Piet Retief zweimal im Monat Gefängnisgottesdienste zu halten. Dort konnte es auch vorkommen, dass Gemeindeglieder ein-saßen, alles keine „schweren Jungs“. Da saßen dann etwa 30 Männer im Kreis, und neben mir stand während des ganzen Gottesdienstes ein bewaffneter schwarzer Polizist.

Einmal wurde ich von Pastor Khumalo zur Taufe eines Zauberdoktors gebeten. Er hatte ihn einige Monate unterrichtet. Der Mann war alt und stark gehbehindert, so dass man eine Haustaufe vereinbarte, die ich nun vornehmen sollte. Ebenso war vereinbart, dass zuvor noch alle Zauberknochen und sonstigen Utensilien verbrannt werden müssten. Als ich nun mit dem Pastor und einem Kirchenvorsteher dahin kam, war Letzteres noch nicht geschehen. Der Mann

23 Sie hieß Lenchen Ngema.

24 Das bedeutet „Herr, segne Afrika“.

erklärte, dass sein Kraal weithin sichtbar sei und auch die Verbrennung weithin sichtbar gewesen wäre. Wenn dann irgendetwas in der Gegend passiert wäre, ein Unfall oder gar ein Todesfall, hätte es geheißen, er wäre daran Schuld. Er bäte deshalb darum, dass ich den Sack mit den Sachen mitnehme und bei mir zu Hause verbrenne. Nach einigem Palaver geschah das dann so. Der Mann wurde von mir geprüft und getauft und der Sack mit den Zaubersachen unter der Haube meines Käfers verstaut. Bei der Rückfahrt über Stock und Stein meinte der Kirchenvorsteher von hinten: „Mfundisi, fahr vorsichtig! Alle Augen der Umgebung sind jetzt auf dein Auto gerichtet. Wenn du steckenbleibst, heißt es hier bei allen Heiden: Das kommt davon, wenn man sich taufen lässt.“

Am nächsten Vormittag zu Hause habe ich den Sack auf dem Hof geleert, alles mit Petroleum übergossen und angezündet. Pastor Amos Mdluli von Salem ist dabei Zeuge. Das Zauberzeug brennt nicht richtig, stinkt und qualmt. Es dauerte eine Weile. Da kommt ein Bote angelaufen und berichtet, dass der Bruder Asser Mdluli von Piet Retief diesen Morgen tödlich verunglückt sei, mit seinem Moped von einem Truck der Bahn von der Straße gedrängt. Sein Bruder, neben mir stehend, wird bleich. Und als er merkt, dass ich ihn anschau, sagt er: „Mfundisi, das hat nichts mit diesem Feuer zu tun, das muss wohl Gottes Wille gewesen sein.“

Wir springen ins Auto und fahren sofort zur Unglücksstelle. Der Leichnam ist schon weggebracht, keine Polizei mehr vor Ort. Der Truck liegt umgekippt zwischen den Felsbrocken neben der Straße. Klarer Fall! Viel zu schnell gefahren. Das sagen auch die Leute, die den Unfall gesehen haben. Wir zur Polizeistation. Bitte um ein Polizeiprotokoll für die Unfallversicherung. Der Fall sei inzwischen abgeschlossen. Der Mopedfahrer sei falsch gefahren. Das hätten auch die Zeugen bestätigt. Wir wieder hin zur Unfallstelle. Auf meine Frage, was nun stimme, kam heraus, dass es die uns gegebene Version sei. Warum sie denn der Polizei etwas anderes gesagt hätten,

was nun böse Folgen für die Witwe mit ihren sechs Kindern haben würde? Sie: Alle, die etwas gesehen hätten, wären auf dem Polizei-Pickup nach Piet Retief zur Polizeistation gebracht worden. Sie hätten schreckliche Angst gehabt und seien dort streng befragt worden. Da hätten sie noch mehr Angst bekommen. Da hätten sie dann allem zugestimmt, was erwartet worden wäre.

Ich zum nächsten Rechtsanwalt. Gegen wen sollte ich im Namen der Geschädigten Klage einreichen? Gegen den Unfallverursacher oder gegen die Polizei wegen schlampiger oder falscher Unfallaufnahme? Nachdem sich der Anwalt alles angehört hatte, meinte er, ich sollte mit einer Anklage erst zurückhalten. Gegen Regierungseinrichtungen wie Eisenbahn oder Polizei Prozesse zu führen sei schwierig, könne Jahre dauern, sehr teuer werden und sei zudem ergebnisoffen. Er schlage deshalb vor, erst einmal mit der Eisenbahn außergerichtlich die Schadenersatzansprüche geltend zu machen. Ich beauftragte ihn, dies für die Familie zu tun.

Schon nach vier Wochen war die Antwort da mit der Zusage der Bahn, eine sehr hohe Zahlung zu leisten. Die Witwe, mit dieser Summe total überfordert, meinte, dass für das tägliche Leben die Witwenpension reiche, sie aber das Geld verwenden möchte für die Ausbildungskosten ihrer sechs Kinder. Weil sie aber die Gier und den Neid ihrer Umgebung kannte, beschlossen wir, einen Vertrauten ihrer Wahl zu finden, der das Geld für diese Zwecke verwaltete. So geschah es. Die meisten Kinder wurden Lehrerinnen und der Jüngste – damals erst sechs Jahre alt – Jahre später Krankenhaus-Manager und -Verwalter auf Itshelejuba.

Eines Sonntagnachmittags bekam ich einen erregten Anruf von dem Helfer Msibi aus Amsterdam, einem kleinen Städtchen in Osttransvaal. Heute sei der zuständige Pastor bei ihnen gewesen und hätte nach dem Gottesdienst eine Gemeindeversammlung abgehalten, in der es fast zu Tumulten gekommen wäre, als er die Gemeinde

darüber informiert habe, dass die Kirche nun selbstständig werden müsse. Seien nun auch die schwarzen Pastoren schon Kommunisten geworden? Auf meine Frage, bis wann er denn wieder eine Gemeindeversammlung einberufen könne – ich würde kommen und mit der Gemeinde die Sache besprechen – antwortete er, dass das am nächsten Nachmittag – durch Mund-zu-Mund-Einladung – geschehen könne. Ich fand eine volle Kirche vor und konnte die sicher ungeschickte Darstellung des Pastors korrigieren und bezeugen, dass die Kirche nicht kommunistisch unterwandert sei.

Einmal sollte in der Gegend bei Itshelejuba ein großes kommunales Fest gefeiert werden. Die Regierung hatte von Weißen eine Reihe von Farmen aufgekauft, die nun feierlich der Regierung von Kwa-Zulu, dem Zulukönig, übereignet werden sollten. Dazu wurde der Minister für Bantu-Angelegenheiten De Wet Nell aus Pretoria erwartet und ebenso der Zulukönig. Der hatte den Wunsch geäußert, anschließend unser Missionshospital zu besuchen, und unser Pastor Khumalo war gebeten worden, die ganze Veranstaltung mit einem Gebet zu eröffnen. Er wiederum wollte mich dabei haben, weil eine solche Großveranstaltung auch ihm ungewohnt und fremd erschien.

Am festgesetzten Tag erschienen fast alle Bewohner der umliegenden Gegend. Ich war der einzige nicht offiziell eingeladene Weiße unter mehreren tausend Schwarzen (darunter bewaffnete Krieger und Schulkinder in bunten Uniformen), die nicht auf den für die weißen und schwarzen Ehrengäste vorgesehenen Podiumsplätzen saßen. Von der einen Seite kam der Minister mit seiner Auto-Eskorte aus Pretoria, von der anderen Seite der Zulukönig Buthelezi mit seiner Auto-Eskorte aus dem Zululand. Beide parkten ihre Wagen an der Hauptstraße, weil sie bis zum Festplatz noch vielleicht 400 Meter zu Fuß zurücklegen mussten. Die Autos wurden von jeweils schwarzen oder weißen Polizisten bewacht und die hohen Herren von weißen oder schwarzen Sicherheitsbeamten bis zum Festplatz begleitet, wo sie alle auf dem Podium vor den Mikrofonen Platz nahmen.

Zuerst wurde Pastor Khumalo gebeten, die Feier mit einem Gebet zu eröffnen; dann hielt der Minister eine „väterliche“ Rede; dann der Zulukönig und verschiedene Häuptlinge. Dazwischen gab es Darbietungen von Schulen und Folkloregruppen; herausragend die Kriegstänze wild aussehender Krieger. Und von ferne duftete es einladend aus den Kesseln, in denen zehn dafür von der Regierung gestiftete Rinder schmorten für den gemütlicheren Teil, an dem aber die weißen und schwarzen Honoratioren nicht mehr teilnahmen. Nach einer Show von etwa fünf Stunden kehrte der Minister nach Pretoria zurück, und ich begrüßte den Zulukönig im Missionshospital. Er war sehr jovial, grüßte mit Handschlag und hatte es offensichtlich auch eilig, wieder wegzukommen.

Sonst war ich auf Salem auch noch viel mit Bausachen beschäftigt, überwiegend mit Dingen, von denen ich keine Ahnung hatte. Ich erinnere mich an Kirchbauten in Hlelo, ein Kirchlein mit Lehmwänden, sowie an eine richtige große Kirche auf Emadabukela, erbaut mit selbstgefertigten Betonsteinen, wo ich eigenhändig den Altar gemauert habe und einen Giebel einreißen lassen musste, weil die Bauleute in meiner Abwesenheit vergessen hatten, die Wasserwaage zu benutzen. In Moolman wurde ein leerstehendes Eisenbahnerhaus zum Kirchsaal umgebaut durch Herausreißen von Wänden, wofür ich aus einem geschenkten bunten Bar-Tresen eine Kanzel und einen Altar gezimmert habe.

Zu Hause machte die große Kirche Sorgen: Zwischen dem Wellblechdach und der Raumdecke aus einem pappeähnlichen weißen Material hatten sich Bienenvölker angesiedelt und jahrelang vermehrt. An heißen Tagen tropfte nun der Honig auf den Altar. Mit allen zur Verfügung stehenden Mitarbeitern haben wir beraten, wie wir das Problem beseitigen könnten. Da man naturgemäß zumeist am Honig interessiert war, galt es zunächst, den Honig zu retten. Um an die Bienen heranzukommen, mussten deshalb erst einmal auf dem Dachboden Laufbretter ausgelegt werden – vom Eingangstürchen im

Turm bis vorn über den Altar. Dann wurden die Honigwaben über diese Laufstege in Eimern zum Turmtürchen gebracht. Dabei ist es dann passiert: der sechsjährige Veli trat daneben, krachte durch die Kirchendecke und fiel an der Empore vorbei hinunter in das Kirchenschiff auf die Gesangbuchablage einer Kirchenbank, die dabei zersplitterte. Als ich unten bei ihm ankam, rappelte er sich gerade wieder auf. Zur Vorsicht trug ich ihn zu meiner Frau hinüber ins Wohnhaus, als Fall für eine Krankenschwester. Oben musste die Arbeit weitergehen. Nach den letzten Honigwaben wurde dann DDT eingesetzt und das Weite gesucht. Und Veli? Der saß schon in der Küche und ließ sich den Honig schmecken. Es war ihm nichts passiert, nichts war gebrochen, keine Wunde zu sehen, nicht einmal ein Hämatom. Nun hatten wir zwar keinen Honig mehr auf dem Altar aber dafür noch wochenlang übel riechende Bienenleichen.

Schlimmer war: Das verzinkte Wellblechdach der Kirche begann zu rosten und musste mit einer besonderen Farbe gestrichen werden. So weit, so gut. Mit einer auf dem Dachfirst eingehakten langen Leiter war das kein Problem. Aber nun zur ebenfalls mit Zinkblech gedeckten Kirchturmspitze: Eine Einrüstung des Turms konnten wir uns nicht leisten. Der Farmer, der die Kirchturmspitze einst gebaut hatte, wagte sich aus Altersgründen nicht mehr hinauf. Nach einiger Prüfung fasste ich den Plan, zwei Platten innen im Turm zu lösen, durch die Öffnungen Balken hindurchzuschieben, darauf eine Art Plattform zu bauen und von da aus bis in die Turmspitze mit einer Leiter zu arbeiten. Für das Heraufziehen der Balken hatte ich mir einen Flaschenzug geliehen, der an einem schräg herausragenden Baumstamm befestigt war und von unten bedient wurde. Als der erste Querbalken nach oben gezogen war und er von Pastor Mdluli und mir durch die Turmspitze gezogen wurde, brach der Baumstamm mit dem Flaschenzug, und der Querbalken klemmte mich im Turmgebälk fest. Es verging einige Zeit, bis ich mich wieder befreien und den Rückweg nach unten antreten konnte. Da Pastor Mdluli eine

Ohnmacht befürchtete, hielt er mich oben im Gebälk fest, damit ich nicht noch im Inneren des Turmes hinabfallen konnte. Auch unten war nichts passiert. Man war schnell beiseite gesprungen als der Balken kam. Der Fehler war, dass wir *grünes* Holz benutzt hatten, weil wir keine getrockneten Balken zur Verfügung hatten. Nach meinem Schock verbot mir meine Frau, noch einmal da hinaufzuklettern. Ich konnte es nun auch nicht mehr, hatte nicht den Mut dazu. Einige Wochen blieb der Kirchturm offen, bis sich jener alte Fachmann erbarmte und doch noch einmal das Werk vollendete, an dem ich so kläglich gescheitert war.

Das war einiges von meiner Arbeit auf Salem.

5. Der schmerzliche Abbruch

Im Maternity-Home (Geburten-Station) von Piet Retief wurde im November 1963 unser viertes und letztes Kind geboren. Die Schwangerschaftsuntersuchungen waren von den in Südafrika behandelnden Ärzten locker und eigentlich unprofessionell durchgeführt worden. So wurde Wichtiges übersehen, und es kam bei der Geburt zu einer Eklampsie, von der sich meine Frau nur schwer erholte und nach der eine Niereninsuffizienz diagnostiziert wurde.

Da unser erster Deutschlandurlaub bevorstand, riet unser Landarzt zur gründlichen Untersuchung und Weiterbehandlung in Fachkliniken in Deutschland. Da sich die Deutschlandreise jedoch leider verschob, erbot sich meine Schwiegermutter, zur Hilfe zu kommen und uns dann auf der Reise zu begleiten. Leider musste diese Aktion vorzeitig abgebrochen werden, da meine Schwiegermutter weder mit dem Klima noch mit unseren Lebensumständen auf einer Missionsstation noch mit unserer damit verbundenen Haushaltsführung zurechtkam und ihr das Heimweh stark zusetzte.

Endlich – im Winter 1964 – war es so weit. Von Johannesburg ging es mit einer „Super-Star-Constellation“, einer viermotorigen Pro-

pellermaschine der LUX-AIR in einem Drei-Tage-Flug über Luanda und Palma de Mallorca bis nach Luxemburg. Unsere Jüngste baumelte die meiste Zeit in der Babytasche an der Decke des Flugzeugs, und die drei- bis sechsjährigen Jungen hatten bald ihre „Freunde“ in einer Reisegruppe von Bergbaustudenten gefunden, die den gleichen Weg hatten. So verlief die Reise relativ entspannt. Eine besondere Schwierigkeit war die Sache mit den Schuhen. Wir hatten schon wochenlang das Tragen von Schuhen zu trainieren versucht, was die Kinder für völlig unnötig fanden, waren sie doch bisher immer barfuß unterwegs gewesen. So mussten uns die Bergbaustudenten immer wieder bei der Schuhsuche im ganzen Flugzeug helfen. Als endlich am Zielflughafen die Flugzeugtüren aufgingen und die Kinder zum ersten Mal europäische Winterluft erlebten, verschlug es ihnen den Atem. Im Flughafengebäude warteten Opa und Oma aus Nürnberg mit zwei Koffern voller Wintersachen. Nach einer Nacht im Hotel ging es in einem Eilzug einen Tag lang bis nach Uelzen. In Celle stieg zur Begrüßung der Missionsdirektor zu und eine Menge von normalen Feierabendreisenden, die bis Uelzen pausenlos heulende und schreiende Kinder erlebten. Vielleicht schämten wir uns auch ein bisschen, konnten es aber nicht ändern. Bei der Ankunft des Zuges in Uelzen angelte sich der Fahrdienstleiter Tiedemann mit der roten Mütze durch das offene Zugfenster die Kinder und das Gepäck und gab alles weiter an irgendwelche Leute hinter ihm. Wir hörten kein Kindergeschrei mehr. Dafür begrüßte uns nun der Posaunenchor von Klein-Süstedt, das für die nächsten neun Monate unser Quartier werden sollte. Auf die ängstliche Frage nach unseren Kindern hieß es nur: „Och, die sind schon auf dem Weg nach Klein-Süstedt.“ Dort war uns ein leerstehendes möbliertes Pfarrhaus zugewiesen, das wir teilweise bewohnen durften. Als wir ankamen, erwartete uns eine weitere Überraschung: Unter Mithilfe von Frauen aus der Kirchengemeinde wirtschafftete dort schon die Großmama, die bereits am Vortag angereist

war. Die Kinder wurden eben gebadet, und auf dem Tisch wartete das Abendbrot...

Nachdem ich dann in Uelzen den deutschen Führerschein bekommen hatte, besuchte ich in ganz Deutschland fast alle unsere Gemeinden zu Missionsveranstaltungen. Mein Freund schon aus Studentagen, Pastor Peter Heitmann im nahen Nettelkamp, war mir ein unersetzlicher Berater. Wegen des Gesundheitszustands meiner Frau wurden Kontakte geknüpft zum Bernhard-Nocht-Institut, dem Tropenkrankenhaus in Hamburg, in dem mehrere Untersuchungsperioden nötig wurden. Immer wieder spielte die zunehmende Niereninsuffizienz meiner Frau eine Rolle, die zur Dialyse führen würde – aber die in Südafrika zu erwartende, dreimal wöchentlich nötige Dialyse in Johannesburg war 400 Kilometer von Salem entfernt! Wie sollte das gehen? Nach den Erfahrungen von damals war auch nicht davon auszugehen, dass die Mission eine solche familiäre Situation verstehend berücksichtigen würde. Das alles baute nicht nur bei meiner Frau, sondern auch bei mir allmählich psychischen Druck auf, sodass ich sie eines Tages fragte: „Sag mal, was hältst du davon, wenn wir in Deutschland blieben?“ Entsetzen! Fragen! Zweifel! Tränen! Gebete!

Ich schrieb an die Mission, dass ich, so schmerzlich mir das wäre, wegen des Gesundheitszustands meiner Frau – Gutachten des Tropeninstituts anbei! – nicht nach Südafrika in die Missionsarbeit zurückkehren könne. Ich bäte darum, etwa für einen Monat allein nach Südafrika zurückzukehren, um alle dienstlichen und privaten Dinge ordentlich abwickeln zu können und mich ordentlich zu verabschieden. In Deutschland bäte ich um einen Gemeindedienst möglichst nicht zu weit von Bleckmar entfernt, da ich bereit wäre, meine Sprachkenntnisse in Zulu für künftige Missionare im Missionsseminar zu Verfügung zu stellen.

Die Reaktion der Mission war niederschmetternd und enttäuschend. Sicher, so etwas war noch nie vorgekommen und die Mission musste das ja auch erst mal verkraften. Man hätte ja auch nach allseits befriedigenden Lösungen suchen können. Stattdessen verbot man mir eine Rückkehr. Sie sei nicht angebracht. Ich könne die nötigen Dinge von hier aus regeln. Zwecks eines Einsatzes in unseren Kirchen bestünde die Abmachung, dass jeweils die Kirche zuständig wäre, aus der der jeweilige Pastor stamme. Das sei in meinem Falle die alt-lutherische Kirche. Ich solle mich daher an einem bestimmten Tage zu einem Kolloquium beim Oberkirchenkollegium einfinden. Auf meine entsetzte Entgegnung, dass ich dort ja gar nicht hin wolle, meinte der Missionsdirektor, dies sei nur Formsache, ich könne ja dort meine Wünsche geltend machen. Dort angekommen, sagte mir hierzu der Oberkirchenrat: Meine Wünsche in Ehren, aber ich sei ja von der Mission an sie überwiesen worden. Da mir dieser Trick verriet, dass man mich in der Nähe Bleckmars nicht haben wollte, stimmte ich zu, und man sagte mir, dass ich – vorbehaltlich noch der Zustimmung der Gemeinde – nach Hagen entsandt würde, wo der Pastor Günther Kuhlmann aus Witten für die Anfangszeit mein Tutor sein würde²⁵.

In Südafrika verkauften Freunde unser Hab und Gut. Der kleine Rest und vor allem meine Bücher wurden als Umzugsgut wieder nach Deutschland verschifft. Über die Kosten dafür gab es zwischen der Mission und meiner künftigen Kirchenleitung später noch einen Schriftwechsel, den die Kirche „gewann“.

So also war der kalte oder kühle Abschied aus der von mir so geliebten Missionsarbeit. Er hat der Mission hüben und drüben auch einige Freunde gekostet, was bei etwas mehr Verständnis hätte vermieden werden können. Bei allem erfahrenen Unverständnis hat das zwar in mehrfacher Hinsicht den Missionar im Riss deutlich ge-

25 Wir sind Freunde geworden und es lebenslang geblieben.

macht, mir aber nicht die Mission fremd werden lassen und eher dazu geführt, dass ich mich gedanklich hinfort mit Verbesserungsmöglichkeiten beschäftigte.

II. Pastor in Deutschland

1. Neue Strukturen in Hagen

Anfang September 1965 zogen wir in das Pfarrhaus in Hagen ein. Wir fanden in der Karl-Halle-Straße auf einem in seiner ganzen Breite bebauten Grundstück eine leere Villa vor mit Gemeinderäumen im Erdgeschoss. Vor allem war das erste Stockwerk als Pfarrwohnung vorgesehen. Im zweiten Stockwerk waren die Kinderzimmer und Zimmer, die vorerst jedenfalls nicht von uns gebraucht wurden. Auf dem abschüssigen Gelände schloss sich an die Kellerräume ein etwa zehn mal zehn Meter großer Garten an.

Die *gesamtkirchlichen* Strukturen sind in dem Quellenwerk von Werner Klän²⁶ ausreichend dargestellt. Es war die Zeit, in der die verschieden strukturierten freien lutherischen Kirchen darum rangen, sich zu einem gemeinsamen neuen Kirchenkörper zu konstituieren, was schließlich 1972 gelang.

In der Gemeinde gab es sowohl im Kirchenvorstand als auch unter den Gemeindegliedern Menschen aus allen diesen Kirchen, was auch alle gemeindlichen Entscheidungen tangierte und farbiger gestaltete. Ich hatte mich vor allem daran zu gewöhnen, dass ich nicht mehr gleichsam als „Baas“ („Boss“ auf Afrikaans) allein zu planen, durchzuführen und zu verantworten hatte, sondern fast „demokratische“ Strukturen vorhanden waren. Im gesamten Pfarrbezirk – den Gemeinden Hagen, Lüdenscheid und Iserlohn und den Predigtorten Meschede und Arnsberg – arbeitete ich mit vierzehn Kirchenvorstehern zusammen, die – jeder für sich – unentbehrliche Mit-

26 Werner Klän, Die Gründungsgeschichte der SELK 1945-1972, Auf dem Weg zu verbindlicher Gemeinschaft konkordienlutherischer Kirchen in Deutschland, Oberurseler Hefte, Ergänzungsbände, Band 27, Edition Ruprecht, Göttingen 2022.

arbeiter waren. Ich kann mich nicht erinnern, dass es irgendwelche Spannungen oder Kampfabstimmungen gegeben hätte.

Für die Begleitung der Gesangbuchlieder im Gottesdienst stand ein gebrauchtes Klavier im Kirchsaal, das vorwiegend von Herrn Michel gespielt wurde. Bei einem Besuch kam heraus, dass er sich nach einem Orgelpositiv sehnte. Unverbindlich erkundigte ich mich bei einigen Orgelfirmen nach den damals üblichen Preisen. Etwa 3000 D-Mark pro Register, also insgesamt mindestens 10.000 D-Mark – das war finanziell für unsere Gemeinde nicht möglich. Der Wunsch schien unerfüllbar.

Eines Tages kam ein Anruf der Orgelbaufirma Becker in Kupfermühle aus Schleswig-Holstein. Sie hätten einer freikirchlichen Gemeinde im Ruhrgebiet ein Orgelpositiv geliefert; die hätte nun aber beschlossen, ein elektronisches Gerät zu kaufen, und das Positiv müsste bis zum nächsten Tag dort verschwinden. Wenn wir es haben wollten, müssten wir es dort selbst abbauen, abtransportieren und bei uns wieder aufbauen, sie würden dann bei uns die Feinstimmung machen. Der Preis für das Orgelpositiv mit drei Registern würde sich dann für uns auf 3000 D-Mark belaufen. Sofort mit Herrn Michel dorthin! Klar, das nehmen wir. Gleich die Orgelpfeifen herausgenommen und im Kofferraum verstaut und ein Transportunternehmen beauftragt, den Spieltisch samt Orgelprospekt nach Hagen zu transportieren. Bei aller Freude fragten wir uns im Auto auf der Heimfahrt, wie wir unseren Alleingang vor den anderen Kirchenvorstehern rechtfertigen könnten. Herr Michel wollte das bis zum nächsten Tag so weit wie möglich versuchen. Er war recht züversichtlich. Am Ende meinte er, wenn die andern nicht zustimmen würden, dann werde er eben allein das Instrument kaufen und der Gemeinde stiften. Am nächsten Vormittag waren zum Abladen und Aufbauen genügend Kirchenvorsteher da. Alle waren sie mit unserer schnellen einsamen Entscheidung mehr als einverstanden. Schon am übernächsten Tag, dem Sonntag, wurde die Orgel eingeweiht. Die

Kollekte deckte den Kaufpreis und den Transport, und die Orgel bereicherte hinfort zur Freude aller unsere Gottesdienste.

An einem Reformationstag war ich zu einem Abendgottesdienst nach Lüdenscheid unterwegs. In Hagen, im Tal gelegen, war Regenwetter. Als ich aber oben aus dem Wald herauskam, empfing mich ein dichter Schneesturm. Umkehren war nicht mehr möglich. Nach einigen Kilometern ging nichts mehr. Anderen ging es auch so. Die Landstraße war blockiert. Ich kam nicht weiter. Und es stürmte und schneite ununterbrochen. Endlich entschloss ich mich, zu Fuß bis nach Lüdenscheid zu gehen. Für die eineinhalb Kilometer bis in den Ort brauchte ich fast zwei Stunden. Die Schneewehen waren so hoch, dass ich manchmal kaum hindurch kam, und die Kräfte schwanden auch. Im „Gasthof zur Post“ bekam ich noch ein Feldbett in einem Badezimmer. Zu Gemeindegliedern hätte ich mich noch Stunden durch die mehr als meterhohen Schneewehen kämpfen müssen. Es war ohnehin jetzt gegen 24 Uhr. Aber nun konnte ich zu Hause anrufen und erfuhr, was zwischenzeitlich geschehen war. Aus Lüdenscheid hatte ein Kirchenvorsteher zu Hause angerufen und nach mir gefragt. Dabei hatte er auch über das winterliche Unwetter berichtet. Da ich längst wieder hätte zu Hause sein müssen, bekam es auch meine Frau mit der Angst zu tun und rief bei Hagener Kirchenvorstehern an, ich sei verschollen, was nun zu tun sei. Zwei Wintersportler von ihnen machten sich, entsprechend ausgerüstet, mit Auto und Skiern auf den Weg. Sie waren nach Stunden unverrichteter Sache zurückgekehrt und hatten meiner Frau mitgeteilt, dass sie weder mich noch mein Auto hätten finden können, da alles meterhoch unter dem Schnee verborgen sei. Nun endlich gegen Mitternacht konnten alle Beteiligten informiert werden, dass ich mich lebend gemeldet hätte. Am nächsten Morgen stapfte ich bei Tauwetter zum Auto zurück. Da war die Bundeswehr mit schwerem Gerät dabei, die Straße zu räumen. Ich kam gerade an, als sie auch an meinem Wagen beschäftigt waren. Sie halfen mir noch, ihn wieder flott zu be-

kommen, und ich konnte auf einem anderen Weg wieder nach Hause fahren.

Überhaupt blieben die winterlichen Verhältnisse hier im Sauerland eine besondere Herausforderung, von der ich aber jetzt nicht noch mehr erzählen will.

Wir Pastoren hatten damals dort im Kirchenbezirk einen gefürchteten Superintendenten jener alten Sorte, die immer wieder ihre Macht und Gewalt allen Untergebenen zeigen zu müssen glaubte. Der unsrige hatte eine Tagung in unserer Gemeinde einberufen, zu der etwa 20 Gäste angereist waren, wobei es unklar geblieben war, wer von ihnen Nachtquartier benötigte, und wenn, ob er mit eigenem Wagen hier und im Stande war, es im Dunklen auch zu finden, oder ob er abgeholt und hingebacht werden musste. Zur Klärung hatte ich bereits mehrmals um das Wort gebeten, war aber immer unhöflich und selbstherrlich abgetan worden. Da meldete sich unser Kirchenvorsteher Oberstudiendirektor Doktor D. mit den Worten: „Herr Superintendent, wenn Sie nicht sofort unserem Pastor das erforderliche Wort erteilen, sind Sie das letzte Mal bei uns in Hagen gewesen.“ Süßsauer lächelnd erteilte er mir nun das Wort, und ich konnte die komplizierte Quartierverteilung endlich vornehmen. Ja, so oder so ähnlich waren „meine“ Kirchenvorsteher, alles prächtige Leute.

Da wir gerade beim Superintendenten sind: Er war ein gefürchteter Visitator. Ich hatte schon von meinen Amtsbrüdern rings herum Schreckliches gehört und wollte ihm keine Veranlassung bieten, irgendwelche Machtansprüche auszuspielen, als er sich in Hagen zur Visitation anmeldete. Überpünktlich hatte ich meinen Bericht über den Pfarrbezirk und mein Predigtmanuskript eingereicht. Drei Tage lang zog er die Visitation gemäß der Visitationsordnung durch, und alles war bis hin zur Pfarrfrau so korrekt, dass er nichts daran auszusetzen fand. Nach dem guten gemeinsamen Mittagessen am Sonn-

tag bat er mich zum Abschlussgespräch ins Studierzimmer und las mir eine zweieinhalb Seiten lange, von ihm vorgefertigte Predigt-kritik vor, in der er meine Schriftauslegung als falsch darzustellen versuchte. Ich blieb still bis zum Schluss. Dann habe ich gesagt, dass ich dazu nur zwei Dinge kurz bemerken möchte: Wenn meine Predigt so falsch gewesen wäre, hätte er sie nicht von mir halten lassen dürfen, um nicht selbst der Irrlehre verdächtig zu werden. Zweitens, ich würde die Predigt genauso wieder halten. Der Unterschied zwischen ihm und mir bestünde offenbar darin, dass er andere Bücher als ich zur Vorbereitung benutzt habe. Von ihm war wieder jenes süßsaure Lächeln die Antwort und die Bemerkung, er werde seine Ausarbeitung mit dem Visitationsbericht dem Oberkirchenkollegium zusenden, und das hochwürdige Oberkirchenkollegium möge dann entscheiden. Im Visitationsbescheid des Oberkirchenkollegiums las ich dann einen Monat später: „...insbesondere anerkennen wir Ihre Predigt...“ Einen Durchschlag davon hat auch der Superintendent bekommen.

Auch im Gemeindeleben war manches gewöhnungsbedürftig. In Südafrika war immer Abendmahl, wenn der Gottesdienst von einem ordinierten Pastor oder Missionar gehalten wurde, aber hier gab es Predigtgottesdienste und Hauptgottesdienste. Bei Krankenbesuchen in Südafrika war die Krankenkommunion immer selbstverständlich, hier aber hieß es von Betroffenen oder Angehörigen: „Ach, Herr Pastor, es ist doch noch nicht so schlimm...“ Zum Thema Abendmahl gab ich deshalb eine Faltblattreihe heraus²⁷, die lange auch in anderen Gemeinden im Umlauf blieb. In Südafrika durfte der Gottesdienst einige Stunden dauern, sonst lohnte sich der lange Weg ja nicht. Hier musste das alles in einer guten Stunde fertig sein.

27 „Wie oft?“ (1968), „Noch nicht?“ (1970), „Kein Bedürfnis?“ (1971) und später „Warum?“ (1973).

Eine wahre Freude für mein auch hier sprichwörtlich gewordenes angebliches Organisationstalent war ein großes Kirchenmusikfest, wozu wir für den Sonntag die Pauluskirche in Hagen-Haspe vom landeskirchlichen Stadtverband geliehen bekamen. Ich habe fast alles davon vergessen. Nur zwei Ereignisse sind mir in Erinnerung geblieben. Das eine karikiert mein angebliches Organisationstalent: Einige angemeldete Teilnehmer wollten möglichst billig im Hotel übernachten. Der günstig liegende „Westfalenhof“ versprach, schon dem Namen nach, den Ansprüchen zu genügen. Nicht wusste ich, dass das ein dazu hergerichteter alter Bunker war, bei dem die Übernachtungskosten – vorsichtshalber – gleich *vor* dem Check-In fällig wurden. Die Gäste haben noch lachend lebenslang von der kargen Absteige erzählt, und ich habe mir vorgenommen, nie wieder für andere Hotelzimmer zu buchen, ohne sie vorher gesehen zu haben. Das andere „Erlebnis“ war, dass nach der Nachmittagsveranstaltung in der Pauluskirche sich der Boden des kircheneigenen Kollektenkastens durch die offenbar ungewohnte Last seines Inhalts beim Anheben gelöst hatte und das ganze Geld vom Fußboden der Kirche aufgesammelt werden musste. Trotz allem aber und durch die Berichterstattung im Kirchenblatt blieb das Kirchenmusikfest in Hagen noch lange in Erinnerung.

Auch privat ging es uns in Hagen ausgesprochen gut. Meine Frau war wegen ihres Nierenleidens unter ständiger ärztlicher Aufsicht, und durch eine strenge Diät konnte die drohende Dialyse immer noch hinausgeschoben werden. Teilweise hat sie sogar noch stundenweise im Krankenhaus aushelfen können. Von dem Verdienst haben dann unsere Kinder Musikinstrumente für die Musikschule bekommen.

2. Alte Bindungen zur Mission

Nach dem geschilderten Abschied von der Mission schien vorerst eine längere Distanz erforderlich. Das aber war nicht möglich, weil ich bald als Vertreter der Diözese ins Missionskollegium entsandt wurde. Zudem meldete sich der Missionsdirektor zu einem längeren Besuch an, dem anzumerken war, dass manches aus der Vergangenheit wieder gut gemacht werden sollte.

Da ich es u. a. als ungerecht empfand, dass Missionar Schwacke nicht zu einem Deutschlandaufenthalt eingeladen wurde, weil angeblich für ihn und seine Familie keine Bleibe gefunden werden konnte, wir aber im Haus so viel Platz hatten, dass auch zwei getrennte Haushalte für eine kurze Zeit möglich schienen, und die Gemeinde dem zustimmte, luden wir über die Mission die Familie Schwacke zu uns ein, wohl wissend, dass da vieles Schwierige auf uns zukommen würde. Wir hofften auch, dass ein Deutschlandaufenthalt seine nationalistische und rassistische Einstellung korrigieren könne. Das war eine Fehleinschätzung – besonders als ich merkte, dass er bestimmte Zeitungsabschnitte herausschnitt und zusammenklebte. Nach dem Sinn seines Tuns befragt, erklärte er, er wolle es den „bloody Germans“ schon zeigen.

Ein mit uns bekannter landeskirchlicher Pastor aus Hagen hatte ihn zu seinem „Tabakskollegium“ eingeladen und ihm das Thema „Gewalt in Südafrika“ vorgegeben. Ich warnte ihn, Böses ahnend, doch er ließ sich nicht bremsen. Ich bemerkte wohl, dass er nach diesem Abend etwas kleinlaut nach Hause kam, aber er berichtete nichts. Ein gutes halbes Jahr später – Schwackes waren schon lange nicht mehr da – bekam ich einen Anruf von dem besagten Pastor mit einer Einladung zu seinem Tabakskollegium, da er meine, nicht alles „so stehen lassen zu können“. Ich wurde dem Kreis von etwa 30 hochgebildeten Juristen, Medizinern und Pädagogen vorgestellt. Als dann einer begann: „Wir hatten hier mal einen aus Südafrika...“, wusste

ich recht bald, wo die Korrektur einzusetzen hatte und wo das Porzellan geklebt werden musste, das der südafrikanische „Elefant im Porzellanladen“ kaputt getreten hatte.

3. Berufung für Aufgaben in der Kirchenleitung

Inzwischen hatte im Juni 1972 die erste Kirchensynode der nun gebildeten Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK) in Radevormwald stattgefunden, an der ich als Delegierter teilgenommen hatte. Wir hatten unseren bisherigen Oberkirchenrat Dr. Gerhard Rost aus Wuppertal-Elberfeld zu unserem ersten Bischof gewählt, und die neu konstituierte Kirche hatte ihre Grundordnung bekommen. Sonst merkten wir eigentlich nichts, weil es überall fließende Übergänge gab.

Wir empfanden es als eine nette Geste, als sich ein paar Wochen später der Bischof mit seiner Frau zu einem Abendbesuch bei uns in Hagen anmeldete. Auch hier sprachen wir viel über Südafrika, wohin wohl die erste große Auslandsreise des Bischofs führen sollte. Am nächsten Tag bekam ich einen Anruf von ihm, in dem er sich noch einmal für den schönen Abend bei uns bedanken wollte. Dann fragte er, ob ich mir eine Zusammenarbeit mit ihm als Geschäftsführender Kirchenrat vorstellen könne. Ich weiß nicht mehr, was ich, völlig verdattert, als Antwort gestammelt habe. Als ich wieder meinen Verstand sortiert hatte, kam heraus, dass es noch einen anderen Anwärter gäbe, mit dem er sich aber persönlich keine Zusammenarbeit vorstellen könne. Das würde dann bei der nächsten Sitzung des Kollegiums der Superintendenten im Herbst entschieden werden müssen. Fürs erste würde dann als Arbeitsstelle provisorisch Wuppertal in Frage kommen; wir würden weiter in Hagen wohnen bleiben, und ich würde für die Gemeindegemeinschaft im Pfarrbezirk einen Pfarrvikar zugewiesen bekommen. Ich dürfe das auch – unter Berücksichtigung der obigen Vorbehalte – mit dem Kirchenvorstand besprechen und

beraten. Der sah das als eine Beförderung für mich an und stimmte den Plänen des Bischofs zu.

Die alles entscheidende Sitzung des Kollegiums der Superintendenten war bald da. Beide Kandidaten wurden dazu nach Bleckmar eingeladen und warteten dort auf die Wahlentscheidung in getrennten Räumen. Endlich wurde ich am Freitagnachmittag gerufen – der andere Mitbewerber war schon abgereist – und gefragt, ob ich die Wahl, vorbehaltlich der noch ausstehenden Bestätigung durch die zweite Kirchensynode, annehme. Nach meiner Zustimmung teilte mir der Bischof mit, dass meine Arbeit am nächsten Dienstag in Wuppertal beginne.

Am Sonnabendvormittag hielt der Vorsitzende der Synodalkommission für Haushalts- und Finanzfragen Hermann Dietrich einen Vortrag darüber, was sich nun alles in finanzieller Hinsicht in der Kirche ändern müsse, und legte auch den ersten Haushaltsplan für das kommende Jahr vor. Ich verstand fast nichts davon, wusste mich völlig überfordert, bekam vor Scham darüber einen roten Kopf und sagte in der Pause zu ihm, dass ich mein gestriges Ja nun gleich zurücknehmen werde. Er: „Machen Sie keinen Unsinn, Herr Kirchenrat²⁸, kommen Sie nächste Woche zwei bis drei Tage zu mir nach Hannover, dann sieht alles anders aus.“

So geschah es. Mein Dienst begann nicht am Dienstag in Wuppertal, sondern bereits am Montag in Hannover und erst am Mittwoch in Wuppertal. Im dortigen Provisorium bekam ich den Tisch im Sitzungszimmer. *Eine* Sekretärin für den Bischof und für mich erwies sich gleich am ersten Tag für unmöglich. Da mussten gleich alle Pastoren für die staatlich verordneten „autofreien Sonntage“ Ausnahmebescheinigungen bekommen, damit sie ihre Gottesdienste in den Filialgemeinden halten konnten. Die Namen mussten alle aufgelistet werden, waren aber noch nicht mal alle bei uns akten-

28 Bei den alten Breslauern klang das i immer wie ü!

kundig bekannt. Mit einer alten Rechenmaschine habe ich anschließend die Umlagebeträge der Gemeinden für das kommende Jahr auf der Basis der bestätigten Gemeindeglieder und einer vorgegebenen prozentualen Leistungsfähigkeit zu errechnen und jeder Gemeinde mitzuteilen gehabt.

Als wir für den mir zugewiesenen Pfarrvikar Reinhard Schröter aus Radevormwald und seine Familie in Hagen-Haspe eine Wohnung gefunden hatten, ergab es sich, dass seine schwangere junge Frau noch einen Teilzeitjob als Sekretärin suchte und sich bereit erklärte, mit mir zwei Tage in der Woche nach Wuppertal zu fahren. Da sie schneller Schreibmaschine schrieb, als ich diktieren konnte, dabei nur selten Fehler vorkamen und sie außerdem auch „Steno“ konnte, war sie als meine erste Sekretärin ein ausgesprochener Glücksfall. Für die Auszahlung der Pastorengelöhne blieb die bereits langjährig im Kirchenbüro beschäftigte Frau Flenner zuständig.

Die Zusammenarbeit mit dem Bischof erwies sich von Anfang an als sehr gut. Als er merkte, dass ich zunehmend die Aufgaben aus seinem bisherigen Ressort übernehmen konnte, überließ er sie mir auch, ohne dass ich sie mir je erkämpfen musste.

Eine grundlegende Meinungsverschiedenheit tat sich jedoch auf über den Ort des künftigen Sitzes der Kirchenleitung im Anschluss an das bisherige Wuppertaler Provisorium. In der Grundordnung hieß es klipp und klar: „Die Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche hat ihren Sitz in Hannover.“²⁹ Nun vertrat der Bischof mit anderen die Meinung, er solle in Oberursel auf dem Gelände der Theologischen Hochschule eingerichtet werden. Dort wären bereits die Grundstücke vorhanden, und dort könne er auch weitere Vorlesungen halten. Ich dagegen machte geltend, dass noch mehr Pfarrfamilien auf dem Hochschulgelände nur die Spannungen vermehren würden, die schon jetzt beständen, und dass es bei der Konzeption der SELK

29 Artikel 4(2).

und dem Satz der Grundordnung auch darum gegangen sei, dass die Gemeinden im Norden an kirchlichen Einrichtungen und Werken beteiligt würden. Mit Oberursel würde sich der ganze Norden abgehängt fühlen. Da diese unterschiedlichen Konzepte auch Kirchenleitung und Superintendenten-Kollegium spalteten, daraufhin auch die wichtige Stiftung für die Finanzierung des Projekts versagte und bis auf eine endgültige Einigung vertagt werden musste, überließ man eine Entscheidung der 2. Kirchensynode, die für 1975³⁰ in Bochum vorgesehen war. Dort blieb man eindeutig bei Hannover.

Jetzt erst war es möglich, nach geeigneten Objekten in Hannover zu suchen. Von Hagen aus war das allein unmöglich. Ich bat deshalb Herrn Dietrich in Hannover, eine Vorauswahl zu treffen mit der Vorgabe: ein Haus, in dem sowohl der Bischof mit seiner Familie als auch der Geschäftsführende Kirchenrat mit der seinen wohnen und das Kirchenbüro mit Tagungsraum eingerichtet werden können, oder aber zwei Objekte in erreichbarer Nähe zueinander. Nach etwa 20 Vorbesichtigungen und acht gründlichen Besichtigungen mit mir, unter Verhandlungen mit den Maklern oder Eigentümern, konnte ich dann der Kirchenleitung die nötigen Pläne, Kataster- und Grundbucheintragen sowie Fotos vorlegen: eine Villa in der Schopenhauerstraße für den Sitz der Kirchenleitung und die Wohnung des Geschäftsführenden Kirchenrates³¹ sowie für den Bischof ein komfortables Reihenendhaus in der Münchhausenstraße, beides nur fünf Minuten Fußweg voneinander entfernt.

Der Kauf wurde beschlossen und offiziell vollzogen. Sofort begannen die Renovierungsarbeiten. Daneben begann ich die drei bevorstehenden Umzüge zu planen, aber auch den Verkauf des Hauses

30 Der zweite Satz aus der Grundordnung, der damals zum allerersten Mal diskutiert wurde und bis heute diskutiert wird, steht im 7. Artikel (2): „Dieses Amt kann nur Männern übertragen werden.“

31 Für die Kirchenleitung Hochparterre und Kellergeschoss, für die Wohnung 1. Etage und Dachgeschoss.

in Wuppertal zu tätigen, weil der Erlös zur Finanzierung der Objekte in Hannover mit verwendet werden musste.

Anfang Dezember 1975 war es dann so weit. Innerhalb von einer Woche wurden von mir die drei Umzüge organisiert: Die Wohnung des Bischofs von der Mozartstraße in Wuppertal in die Münchhausenstraße nach Hannover, das Büro von der Mozartstraße in Wuppertal in die Schopenhauerstraße nach Hannover und die Wohnung des Geschäftsführenden Kirchenrates von der Karl-Halle-Straße in Hagen in die Schopenhauerstraße. Die Umzugsfirma bot mir eine Stelle in ihrem Planungsbüro an.

III. Geschäftsführender Kirchenrat in Hannover

1. Aus mehreren *eine* Kirche formen helfen

Aus drei Bewerberinnen hatte ich schon vorher Frau Gerta Hoppe als künftige Kassenführerin der Allgemeinen Kirchenkasse ausgewählt und angestellt. Sie war zuvor Sekretärin in einer Anwaltskanzlei gewesen. Frau Flenner, von Wuppertal angereist, brauchte nur wenige Stunden, um die neue Mitarbeiterin einzuweisen. Sie ist ein weiterer Glücksfall gewesen und eine verschwiegene Anlaufstelle für alle Finanzprobleme der Pastoren in der Kirche geworden. Dazu war sie allen vier Bischöfen und drei Kirchenräten, die sie bei uns erlebte, eine loyale Mitarbeiterin. Die erste Sekretärin hier bekamen wir aus einer unserer Gemeinden.

Da hier in Hannover zwei unserer Gemeinden vorhanden waren, war ich mit dem Bischof übereingekommen, dass wir unsere und unserer Familien offizielle Gemeindezugehörigkeit auch aufteilen sollten. Er tendierte zur Bethlehems-Gemeinde, meine Familie und ich wurden Glieder der Petri-Gemeinde, zu der auch der schon erwähnte sagenhafte Hermann Dietrich gehörte.

Zusammen mit den beiden Synodalkommissionen war es meine vorrangige Aufgabe, ein Ordnungswerk zu formen und genehmigen zu lassen, damit aus den verschiedenen strukturierten bisherigen Kirchen *eine* Kirche würde. Es wurde eine Ordnung der Besoldung und Versorgung erarbeitet, eine Pfarrerdienstordnung, Dienst- und Lehrbeanstandungsordnungen, eine Umzugskostenordnung, Geschäftsordnungen für Synoden und Pfarrkonvente, eine Mustergemeindeordnung und noch manches mehr, alles gesammelt und als Ringbucheinlage austauschbar in einem fünf Zentimeter dicken Ordner,

der forthin wegen seiner Farbe als „Grüner Junker“ im Umlauf blieb, aber *nach* mir irgendwann einen doppelt so dicken Ordner erhielt.

2. Hilfswerk und Diakonie

Zuerst habe ich mir alle Akten von überall her zusammengeholt von allen, die Teilbereiche des Hilfswerks betreuten. Darunter verstand man damals alle Hilfsprojekte für Kirchen, Gemeinden, Pastoren und deren Familien in der DDR. Da war sehr viel zu koordinieren und neu zu ordnen, zumal wir nun auch im Diakonischen Werk der EKD, in ihrem Hilfswerk und in der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft Mitglied wurden, also dort Sitz und Stimme bekamen und von dort auch materielle Hilfen erhielten.

Ich habe in den nächsten Jahren alle unsere Gemeinden in der DDR besucht, meist zusammen mit meiner Frau, die sich um die Pfarrfamilien kümmerte, während ich mich dem baulichen Zustand und dem sonstigen Bedarf zuwendete. Dabei wurde auch der kirchliche Kurierdienst mit abgewickelt, der zwischen den Kirchen praktiziert wurde, weil jede sonstige Kommunikation unmöglich gemacht wurde. Welche Wege damals gegangen werden mussten, um durch die oft unwürdigen Grenzkontrollen zu kommen, ist nach der Wiedervereinigung unvorstellbar geworden.³² Eigene Erlebnisse könnten Bücher füllen.

Im Kleinen wurden zweimal im Jahr etwa 50 Pakete mit Kleidung, Kaffee und sonstigen gewünschten Bedarfsartikeln gepackt, mit unterschiedlichen real existierenden Absendern versehen und bei unterschiedlichen Postämtern zu unterschiedlichen Zeiten ab-

32 Vgl. Ludwig Geißel, Unterhändler der Menschlichkeit, Erinnerungen, Quell Verlag, Stuttgart 1991. Geißel war jahrzehntelang Bevollmächtigter der westdeutschen Kirchen bei der Regierung der DDR und hat dann auch manche sonst verbotene Hilfen für unsere Kirchen und Gemeinden auf den Weg gebracht.

gegeben.³³ Im Großen wurden durch Devisen die Pfarrer mit Dienstwagen versorgt, ein Stahlbaugerüst wurde im Westen gekauft, exportiert und dann im Osten an die Gemeinden ausgeliehen. In Karl-Marx-Stadt (heute wieder Chemnitz) wurde durch mit Devisen gekaufte „Baukapazität“ die zerstörte Kirche wieder aufgebaut³⁴, für Weißenfels lieferten wir u. a. zur Restauration der historischen Händelorgel Bauteile und Zungenpfeifen³⁵. Es wurden im Westen für Pastoren und Gemeinden „Patenschaften“ eingerichtet, Besuchsreisen organisiert und vieles, vieles andere mehr.

Auch bei „Brot für die Welt“ arbeitete ich mit und konnte für einige Projekte unserer Mission eine Mithilfe erreichen. Im Jahrbuch des Diakonischen Werkes 78/79 bereits habe ich über das Diakonische Werk der SELK berichtet³⁶, das erst gemäß späterer unrichtiger Geschichtsschreibung viel später gegründet worden sein soll.³⁷

Unter anderem waren in Hannover Kirchensynoden, Allgemeine Pfarrkonvente und Kirchentage zu organisieren sowie jeweils acht mehrtägige Kirchenleitungssitzungen³⁸ und zwei Superintendentenkollegiumssitzungen im Jahr vorzubereiten – mit Tagesordnung und Organisation. Außerdem waren die Protokolle zu führen, die darin

33 In späteren Zeiten konnte dieser Arbeitszweig an die Pfarrfrau Regina Schröter in Braunschweig übergeben werden, die sie bis zur Wiedervereinigung in großer Treue weiter führte.

34 Die alte Barackenkirche wurde später von der Gemeinde verkauft und zum Restaurant „Wegwarte“ als „Restaurant in der Holzkirche“ in der Ahornstraße wieder aufgebaut.

35 Vgl. Thomas Junker (Hrsg.), Lutherische Schloßkirchengemeinde St. Trinitatis zu Weißenfels, Zum 75. Jubiläum 2021, S. 50 f.

36 Diakonie, Jahrbuch des Diakonischen Werkes 78/79, Evangelisches Verlagswerk GmbH, Stuttgart 1979, S. 208-213.

37 Ich finde es albern, bei Profilneurosen anderer eigene zu entwickeln.

38 Mit bis zu 40 Tagesordnungspunkten!

enthaltenen Beschlüsse auszuführen und bei allem auch noch den Überblick zu behalten. Durch die Mitarbeit in den verschiedenen Kommissionen war auch der Vorsitz und die Hauptlast der Gesangsbuchkommission an mir hängen geblieben. Ich habe dazu in den kircheneigenen Akten auch Nachforschungen betrieben, diese in damaliger Vervielfältigungstechnik veröffentlicht und später verkürzt in einer Aufsatzreihe zur Gesangbuchgeschichte der SELK wiedergegeben³⁹. Das Gesangbuch selbst, das ELKG mit SELK-Anhang, wurde allerdings erst 1987 fertig und in Betrieb genommen. Um mich nicht zu wiederholen, kann ich hier Ausführungen darüber ausklammern.

Hier in Hannover war nun privat die schon so lange drohende Dialyse meiner Frau nicht mehr aufzuhalten. Wir entschieden uns für die Heimdialyse, weil wir dadurch mit unserer Termingestaltung flexibler umgehen konnten, als das auf einer Dialysestation möglich gewesen wäre. Ich wurde zwei Monate lang in der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH) trainiert, um mit allen Eventualitäten allein fertigwerden zu können. Dann wurde ein Dialysegerät mit allem Zubehör angeliefert. Von da ab war ich zwar durch die dreimalige Dialyse in der Woche zeitlich gebunden, wir konnten dafür aber auch die Abend- und Nachtstunden verwenden. In meinem Terminkalender waren nun die Dialysetermine eingetragen und alle anderen darum herum eingeordnet. Wenn einmal gar nichts anderes möglich war, sprang auch wieder die nahe MHH ein, oder wir konnten etwa bei längeren Reisen am Zielort Gastdialysen organisieren – so auch bei unseren Dienstreisen in die DDR.

39 Johannes Junker, Immer wieder neue Lieder, Sola-Gratia-Verlag 2022.

3. Hemmnisse in Bleckmar

Eine Riesenaufgabe war es auch, die Versorgung unserer Pastoren zu vereinheitlichen und zu ordnen. Dazu galt es, spätere Rentenzahlungen bei den Pensionszahlungen anrechnen zu können. Daher waren Verhandlungen bei der Rentenkasse BfA in Berlin nötig. Durch den Übertritt eines Konzern-Chefs in die SELK wurde die Kirche auch in die Lage versetzt, Beitrags*nachzahlungen* für alle Pastoren und alle ihre Dienstjahre leisten zu können. Da spielten dann neben den zu ermittelnden monatlichen Gehältern (oft Jahrzehnte zuvor) Dienstleistungsbescheide oder Bemessungsgrenzen sowie andere staatliche Gesetzgebungen eine Rolle.

Ich hätte gern unsere Missionare hier mit eingeschlossen gehabt, zumal sie dann auch erstmalig eine Krankenversicherung gehabt hätten, aber in Bleckmar waren zwei Missionsdirektoren nacheinander nicht in der Lage, die dafür nötigen Voraussetzungen durch Ordnungsänderungen herbeizuführen, obwohl ich ihnen die Möglichkeiten dafür aufzeigen konnte. Da gab es praktische und missions-theologische Bremser, die hätten überzeugt werden müssen. So blieb also der Wunsch für die Missionare noch unerledigt. Die Mission blieb also auch hier im Blickfeld, zumal ich als Geschäftsführender Kirchenrat im Kollegium der Superintendenten auch weiterhin Sitz und Stimme im Missionskollegium hatte.

4. Einseitiges Verwaltungsamt in der Kirche?

Als die meisten Aufgaben zur neuen Gestaltung der Kirche bewältigt zu sein schienen und nunmehr der normale kirchliche Alltag zu verwalten war, kam auch die Zeit, einmal darüber nachzudenken, auf was ich jahrelang verzichtet hatte. Ich war ja eigentlich ordinierter Pfarrer und Seelsorger, kein geborener Verwaltungsmensch. Der Not gehorchend konnte ich einige Jahre durchaus darauf verzichten. Zusehends bemerkte ich aber auch ein Defizit. Es war ja klar, dass bei

uns der Bischof für die Seelsorge unter den Pfarrern zuständig war. Diese jedoch hatten manchmal Scheu, sich direkt an den Bischof zu wenden, und konsultierten lieber erst einmal den Geschäftsführenden Kirchenrat. Natürlich verwies ich sie mit ihren Anliegen auf den Bischof; doch dieser reagierte natürlich gelegentlich etwas pikiert, wenn er erfuhr, dass ich schon *vor* ihm informiert worden war. Ich vermochte an dieser Situation nichts zu ändern, sie veränderte auch unser Verhältnis zueinander nicht, aber sie zeigte mir eben auch, dass dieses hohe kirchliche Amt nicht ohne Defizite ausgeübt werden konnte.

Als in Bleckmar das Amt des Missionsdirektors frei wurde, wurde es für mich interessant. Zwar war auch ein Missionsdirektor kein Gemeindepastor, zuständig für Gottesdienst und die Spendung von Sakramenten, aber er war auch seelsorgerlich zuständig für die Missionare und ihre Familien. Als Missionsdirektor wäre ich auch an der Stelle, an der es mir vielleicht gelang, doch noch die Renten- und Krankenversicherung für Missionare durchzusetzen. Dann kam noch hinzu, dass der Bischof in etwa zwei Jahren in den Ruhestand gehen würde. Ich ahnte, wer der nächste sein könnte, und wusste, dass unsere Freundschaft zerbrechen würde, wenn ich immer daran erinnern müsste, dass wir schon längst dieses oder jenes verbindlich beschlossen hätten.

Ich beriet mich mit meiner Frau. Die tat sich schwer damit, wieder in die Mission zurückzugehen. Sie wollte sich aber nicht verweigern, und wir überlegten, wie wir unter diesen Umständen ihre Dialyse fortsetzen könnten, denn Bleckmar würde dafür nicht in Frage kommen, weil dort direkt am Missionshaus eine viel befahrene Panzerstraße vorbeiführte, was die sensiblen Dialysegeräte nicht aushalten würden. Wir berieten einige Alternativen. Der Bischof bedauerte einen möglichen Weggang, anerkannte aber auch meine Gründe und bemerkte, dass dies für die Mission die beste Möglichkeit war.

Es waren ja zunächst noch zwei andere Kandidaten für dieses Amt nominiert worden. Die Missionare waren gebeten worden, zu uns drei Kandidaten ihre Voten abzugeben. Da das Votum des südafrikanischen Bischofs zu meiner Person negativ ausgefallen war, wurde ich bei der Wahlversammlung des Missionskollegiums nach meinem Verhältnis zu ihm befragt. Wahrheitsgemäß antwortete ich, dass wir unterschiedliche Menschen seien und sehr verschieden reagierten. Das gäbe wohl auch weiterhin unvermeidbare Reibungen. Die hätten aber nie dazu geführt, dass wir nicht gemeinsam zum Tisch des Herrn hätten gehen können. Außerdem wurde die Wohnsituation offengelegt: Sitz der Mission würde weiterhin Bleckmar bleiben, aber mein Wohnsitz müsse wegen der Panzerstraße und den Dialysegeräten außerhalb gefunden werden. Für die Aufgaben im Missionshaus würde hier jedoch mein zweiter Wohnsitz sein. Ein Superintendent sagte mir, dass er mich nicht wählen würde, weil er mich in der Kirchenleitung behalten möchte. Dieser Meinung seien auch andere. Später hörte ich, dass er auch verbreitet habe, ich sei nicht in der Lage, das Missionsblatt herauszugeben.

Ich legte auch im Gebet diese Wahl wieder in Gottes Hand, wurde trotz allem gewählt und nahm die Wahl an. Die darauf folgenden Monate galten der Übergabe in Hannover und der Vorbereitung für Bleckmar.

IV. Missionsdirektor in Bleckmar

1. Übergänge und Vorbereitungen

Während nun in Hannover die Suche nach einem Nachfolger begann, suchte ich nach einer Möglichkeit für unser künftiges Domizil, von wo aus auch die Möglichkeit der Heimdialyse weiter bestehen konnte. Da sich zwischen Bleckmar und Celle keine sofortigen Möglichkeiten boten, wurde uns von einem Kirchenvorsteher, der auch im Bauausschuss der Samtgemeinde Meinersen tätig war, in Seershausen ein Grundstück angeboten. Ein geeignetes Fertighaus, ein Hosby-Haus, war bald gefunden und bestellt. Die Finanzierung wurde dadurch ermöglicht, dass neben Bank-Hypotheken als unsere Eigenleistung die Kirche einen ansehnlichen Vorschuss des künftig zu zahlenden Ortszuschlags gewährte. Sehr schnell war das Haus bezugsfertig und ein Zimmer als Dialysezimmer eingerichtet, sodass schon im Herbst 1984 der Umzug erfolgen konnte. Zugleich war in Bleckmar unsere kleine Zweitwohnung hergerichtet worden, sodass nun in den dialysefreien Zeiten und wie erforderlich ein Pendeln zwischen Seershausen und Bleckmar möglich wurde.

Eigentlich hatte mein Dienst als Missionsdirektor schon in Hannover begonnen, als der erste Bibelübersetzer der Missouri-synode auf dem Weg von USA nach Botswana mit seiner Frau einige Tage in Hannover pausierte. Schon einige Jahre zuvor hatten wir in Gesprächen mit dem Präses der Missouri-synode (LCMS)⁴⁰ eine Zusammenarbeit in der Mission angeregt, die nun gerade mit dem Bibelübersetzer für Kalanga in Botswana ihren Anfang nehmen sollte⁴¹.

40 Auf einer Sitzung des Kollegiums der Superintendenten in Kortelshütte mit Präses Preuss.

41 S. Interview von Kirchenrat J. Junker mit David Sommers (mit Bild) im Missionsblatt 10/84, S. 216 ff.

Eine chronologische Reihenfolge der Geschehnisse in den verschiedenen Ländern und Kontinenten ist eigentlich heute nur möglich, wenn man „meine“ Missionsblätter liest⁴², die über das aktuelle Geschehen hinaus Entwicklungen von Jahren widerspiegeln. Schon meine ersten Nummern gleich nach meiner Einführung am 7. Oktober 1984 in Hermannsburg (wir hatten uns dazu die Große Kreuzkirche ausgeliehen) waren – teilweise auch missratene – „Versuchsnummern“, bis sich ab Nr. 1/1985 die vorerst endgültige Grundform abzeichnete, die auch wegen ihrer Einmaligkeit im Layout nach innen und außen immer wieder große Beachtung und Anklang fand, obwohl aus Sparsamkeitsgründen auf einen Farbdruck verzichtet wurde. Dazu gehörte auch die Fortsetzung der vervielfältigten „Epiphanius-Handreichungen“ und von 1993 bis 1995 die „LKM-Informationen“, nicht zu vergessen die Zaire-Nachrichten aus der Zeit, in der dieses Thema aktuell war. Dies alles hier auch nur bruchstückweise wiedergeben zu wollen, würde jeden Rahmen sprengen. Ich kann deshalb im Folgenden nur versuchen, Arbeitsbereiche oder Sachthemen zusammenzufassen, weil sie sich auch zeitlich überlappen oder ineinandergreifen.

2. Auf dem Weg zur Sozialversicherung

In Bleckmar galt es als erstes, die vorhandene Satzung und die Missionsordnung⁴³ den neuen, schon länger aktuellen Verhältnissen anzupassen und dabei auch vielleicht künftige Akzente einzuarbeiten. Die *Satzung* ist dabei für das Vereinsregister und die Behörden unerlässlich weil hier Name, Sitz, Zweck, Mitgliedschaft, Vermögensverwaltung usw. geregelt sind und nur so die Gemeinnützigkeit anerkannt werden kann. Die *Missionsordnung* „regelt Zuständig-

42 Ab September 1984.

43 Von 1964 bzw. 1973.

keiten und Aufgaben der Organe“⁴⁴ des Vereins. „In ihr können auch Ausführungsbestimmungen zu den einzelnen Satzungspunkten erlassen werden“⁴⁵; sie durften natürlich der Satzung nicht widersprechen.

Die Satzung und die Missionsordnung wurden – nach Anhörung der Missionare – vom Missionskollegium am 16. März 1989 beschlossen, wobei es in der Missionsordnung⁴⁶ heißt: „Sie tritt mit diesem Datum vorläufig in Kraft bis zur Bestätigung durch die nächste Kirchensynode.“ Die Bestätigung durch die nächste Kirchensynode – an und für sich ein Vorgang zum „Durchwinken“ – fand hier allerdings noch nicht statt, weil der als Gast anwesende südafrikanische Bischof die Voten der Missionare ignorierte und mithilfe anderer Synodaler der Missionsordnung „Parallelstrukturen“ unterstellte. Sie geschah erst auf der übernächsten Synode 1993. Anstoß war vor allem, dass in der neuen Ordnung eine Ämtertrennung des Missionssuperintendenten⁴⁷ und des Bischofs der LCSA vorgesehen war und er zu entscheiden hatte, ob er das eine *oder* das andere Amt behalten wollte.

In der Missionsordnung mussten auch alte „sozialversicherungsfeindliche“ Passagen durch Änderungen ersetzt werden, wenn – wie angestrebt – die Krankenversicherung und die Rentenversicherung durchgeführt werden sollten. Dazu musste der Arbeitgeber in *Deutschland* sein, und die Arbeitnehmer im Ausland müssen von ihm *befristet* entsendet werden. Durch ihre regelmäßigen Deutschlandbesuche und durch immer verlängerte Dienstverträge würde zwar wie bisher ein lebenslanger Dienst des Missionars möglich

44 Satzung, Lutherische Kirchenmission (Bleckmarer Mission) e. V., § 6.

45 A. a. O.

46 Ordnung für die Lutherische Kirchenmission (Bleckmarer Mission), Schlußbestimmungen § 10.

47 In der Missionsordnung erscheint dieser *Titel* nicht mehr, wird aber in § 6 unter der Überschrift „Beauftragte in Missionsgebieten“ subsumiert.

sein, aber er würde nicht mehr bis zum unabsehbaren Ende *Verpflichtung* sein, und er würde auch – aus was für Gründen auch immer – eine Rückkehr in den heimatlichen Kirchendienst ermöglichen.

So ist es denn schließlich geschehen. Die Missionare mit ihren Familien haben es dankbar angenommen, und die Gemeinden in Deutschland mit den Missionsblattlesern mussten lernen, dass nach dem Bestehen einheimischer Kirchen Mission nicht mehr in der patriarchalen Weise wie im 19. Jahrhundert getrieben werden konnte, sondern nur auf Weisung der nun bestehenden jungen Kirchen. Richtlinien, Vereinbarungen und Dienstverträge regelten hinfort alles Tun im zwischenkirchlichen Bereich, setzten aber viele Verhandlungen, wechselnde Erfahrungen und unterschiedliche Gegebenheiten voraus.

Die endlich erreichte Sozialversicherungspflicht für die Missionare kam zwar spät⁴⁸, war aber schließlich auch nur ein Nebenprodukt der Umbrüche zwischen Einst und Jetzt. Bei all diesen Umbrüchen galt es, darauf zu achten, dass das Evangelium von Christus nicht zu einem sozialen Evangelium verkommt wie in anderen Missionen, sondern der Missionsbefehl Jesu Christi erhalten bleibt: „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Matth. 28,19-20)

48 Durch das zögerliche Verhalten der Mission war bei der Rentenversicherung nur für drei Jahre eine Nachzahlung möglich – nicht wie bei den Pastoren für ihre gesamte vergangene Dienstzeit, die aus dem Sondervermögen der Kirchenkasse ermöglicht wurde.

3. Vierzehn Missionsreisen

Große Dienstreisen des Missionsdirektors in alle Welt galten offenbar nicht als Bestandteil der „Gehstruktur“ des Missionsbefehls. Sie wurden auch kritisiert und ihr Wert hinterfragt. So habe ich für jede dieser Reisen ein tägliches Protokoll geführt und es nach meiner Rückkehr als Dokumentation allen Mitgliedern der Missionsleitung und des Missionskollegiums vervielfältigt zur Kenntnis gegeben, damit klar war, dass solche Reisen keine Erholungsreisen waren. Nicht zuletzt waren sie auch nötig, weil etwa die Palavermentalität anderer Kulturen nicht durch schriftliche Kommunikation voll ersetzt werden konnte (von digitalen Videokonferenzen war ohnehin damals noch nicht mal im Traum was zu ahnen). Die nachfolgende Tabelle mag das ausweisen:

Überseereisen des Missionsdirektors

Nr.:	Jahr:	Reisedaten:	Reiseziel:	Übersetzer:
1	1985	10.06.-09.07.	Südafrika/Botswana	
2	1987	09.01.-23.01.	Vereinigte Staaten	
3	1987	01.03.-24.03.	Südafrika/Botswana	
4	1988	21.01.-12.02.	Zaire	Dr. Wilbert Kreiss
5	1989	10.01.-25.02.	Südafrika/Botswana	
6	1989	12.09.-24.09.	Zaire	Dr. Wilbert Kreiss
7	1990	29.05.-15.06.	Kongo/Zaire	Daniel Schmidt
8	1991	31.01.-12.02.	Zaire/Kongo	Hilke Junker
9	1991	13.02.-28.-02.	Botswana	
10	1993	02.02.-27.02.	Südafrika	
11	1993	30.11.-21.12.	Südafrika	
12	1994	05.06.-22.06.	Brasilien	
13	1994	16.11.-03.12.	Zaire/Kongo/Cabinda	Daniel Schmidt
14	1995	08.02.-05.03.	Botswana	

Da von jeder dieser Reisen manches zu berichten wäre, würde das hier den Rahmen sprengen. Man kann das aber auch in den jeweils folgenden Missionsblättern nachlesen. Hier nur einiges zusammenfassend:

Die Reise nach USA (2) geschah aufgrund einer Einladung der Missouri-synode (LCMS) nach St. Louis und Fort Wayne durch das dortige „Mission Board“, weil wegen künftiger Missionare von dort – es waren bis zu fünf Familien – und des holpernden Kalanga-Bibelübersetzungsprojekts Kontaktaufnahmen und Absprachen mit mehreren Ressorts der Kirchenverwaltung in St. Louis nötig waren.

Die Reisen nach Zentralafrika – nämlich nach Zaire (heute: Demokratische Republik Kongo), in die Volksrepublik Kongo und nach Cabinda (Exklave von Angola) – dienten zur Vorbereitung für Aussendungen unserer Missionare und zur möglichen Gründung eines (frankofonen) theologischen Seminars in Kinshasa zusammen mit unserer französischen Schwesterkirche; und was Angola / Cabinda anbetrifft, lag hier ein Anlass vor, die brasilianische Schwesterkirche um Mitarbeit zu bitten.

Das geschah dann endlich auch mündlich bei der Brasilienreise (12), die vornehmlich den beiden Missionaren galt, die noch nie seit ihrer Aussendung von ihrem Missionsdirektor aus Deutschland besucht worden waren und die nun auch mit der neuen Missionsordnung durch das deutsche Sozialversicherungspaket in die neuen Strukturen eingebettet werden mussten. Es mussten ihnen ja dieselben Privilegien wie den Südafrikamissionaren zuteilwerden.

4. Zentralafrika

Das Missionskollegium betrat das „Neuland“ Zentralafrika nur zögerlich, und ich selbst behindert dadurch, dass ich überhaupt kein Französisch sprach oder verstehen konnte und daher immer einen Übersetzer oder eine Übersetzerin brauchte. Aber es galt, die Zusammenarbeit mit unserer französischen Schwesterkirche auszubauen. Sie hatte zwei Zairer in ihrem theologischen Seminar in Paris ausgebildet und nach Kinshasa ausgesandt. Pastor Dongo hatte eine Gemeindefarbeit begonnen, und Dr. Mayala hatte noch in Frankreich promoviert und strebte demgemäß nach einer höheren Karriere. Mit zunächst drei Missionaren wollten wir das zarte Pflänzchen gerne pflegen und unterstützen.

Als die Missionsstudenten bei uns gefunden waren, wurden sie in ihrer Ausbildung und Vorbereitung auf die *frankofone* Schiene gesetzt. Als es dann soweit war, blieb leider nur einer übrig: Daniel Schmidt. Bei dem einen wollte die Frau nicht mehr mit, der andere war gesundheitlich nicht mehr tropentauglich. Christiane und Daniel Schmidt wurden am 5. Mai 1991 nach Zaire (Kinshasa) ausgesandt, aber schon wenige Monate später wegen der Kongo-Wirren zwangsweise repatriiert.

Meine letzte Reise nach dem Zaire diente, neben der Erforschung der nunmehrigen Situation in Kinshasa, dem Vertrautmachen des nachfolgenden Missionsdirektors mit der auch für ihn fremden Missions-situation in Zentralafrika. Als Übersetzer für Französisch war noch einmal Daniel Schmidt aus Botswana angereist. Alle bestehenden Kontakte zu Zentralafrika wurden später nach und nach eingestellt. Übrig blieben wohl leider nur die gemachten Erfahrungen, die auch zur Bereicherung unserer Missionsarbeit in Südafrika beitragen konnten.

5. Die Apartheid in Südafrika und die Mission

Als ich Missionsdirektor wurde, fand ich ein verstörtes Verhältnis zwischen der Freien Evangelisch-Lutherischen Synode in Südafrika (FELSISA) und der Mission in Deutschland vor. Hervorgerufen war das durch hiesige Veröffentlichungen gegen die Apartheidspolitik in Südafrika. Die FELSISA hatte sich gezwungen gesehen, sogar das Missionsblatt abzubestellen.

Ich wollte versuchen, den entstandenen Schaden zu heilen, zumal mir auch die Einstellungen der deutschen Farmer und deren Empfindlichkeiten hierzu bekannt waren. Das geschah einmal dadurch, dass ich zunächst in den Veröffentlichungen schwieg, also nicht noch Öl ins Feuer goss, zum anderen dadurch, dass ich bei meinen Südafrikabesuchen die FELSISA nicht ausschloss, sondern Gespräche mit ihren Vertretern suchte, ohne dass diese Gespräche als formelle Gespräche – etwa mit Niederschriften, Protokollen und Resolutionen – geführt wurden. Das ließ sich gut an. Aber in Deutschland wurde ich immer wieder, besonders durch die jüngere Generation, zu Stellungnahmen herausgefordert, sodass ich auch hier in einen gefährlichen Riss geriet, der mir nicht zuletzt nervlich sehr zu schaffen machte. Im Anhang sind hierzu drei Dokumentationen angefügt, in denen sich das damalige Ringen gegen Rassismus widerspiegelt⁴⁹. Mit den entsprechenden drei Themen möchte ich hier beispielhaft verdeutlichen, in welche brisanten Verwicklungen man geraten konnte.

1. Schulbücher in den Farmschulen. In meiner Eigenschaft als Mitglied im Deutschen Evangelischen Missionswerk und ihrer Südafrikakommission, in der ich übrigens auch Bischof Desmond Tutu erlebte, wurden immer wieder die Schulbücher kritisiert, mit denen

49 Daran, dass selbst der Gebrauch des Wortes „Rasse“ schon Diskriminierung bedeute, war damals noch nicht ansatzweise zu denken.

auch die Lehrer in unseren Missionsschulen, die unter „Farm-schulen“ rangierten, arbeiteten. Als einst Verantwortlicher für diese Schulen hatte ich damals nichts davon gemerkt, dass diese Schulbücher Rassismus transportierten. Natürlich konnten zwischenzeitlich Veränderungen eingetreten sein. Der dokumentierte Vorgang gab mir Anlass, diesem Vorwurf nachzugehen und zu verdeutlichen, dass hier wohl zu dick von der Anti-Apartheids-Bewegung aufgetragen worden war.

2. *Auseinandersetzungen mit Jugendlichen in der SELK.* Diese Dokumentation zeigt nicht nur etwas auf von der Ungeduld junger Leute, sondern auch davon, wie selbst in der eigenen kirchlichen Presse und Öffentlichkeit spekulierend oder auch provozierend mit der Rassismusfrage in Kirche und Mission umgegangen wurde. Besonders erschütternd war für mich, in welcher oft auch überheblichen Weise die kirchliche Jugend gegen die Politik des völlig anderen Südafrika instrumentalisiert wurde, wobei sich selbst die Herausgeber des eigenen Kirchenblattes nicht darüber klar waren, wie sie sich bei allem Wohlwollen gegenüber ihrer Mission verhalten sollten.

3. *Stellungnahme zum Rassismus.* Diese Dokumentation gibt das ausführliche Votum der Missionsleitung wieder. Es unterscheidet sich von anderen Stellungnahmen dadurch, dass eindeutig *jeder* Rassismus als Sünde bezeichnet wird, auch insoweit, als er sich in den Apartheidsgesetzen Südafrikas befindet sowie in den Strukturen der dortigen Kirchen. „Rassismus“ ist deshalb der *übergeordnete* Begriff, egal ob er in einem nationalsozialistischen Regime, einem Apartheidsstaat oder einer Demokratie ausgeübt wird. Rassismus wird darin als eine Einstellung markiert, die nicht im Einklang steht mit den Aussagen unseres Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Seither hat es m. W. von keiner Seite ein klareres Wort über den Rassismus gegeben, der heute immer noch genauso virulent ist wie damals.

6. In den vorzeitigen Ruhestand

Als ich, erst 63 Jahre alt, am 1. Juni 1995 in den Ruhestand ging, geschah dies, um für meinen designierten Nachfolger Platz zu machen. Dabei hatte ich meiner Kirche zugesagt, nach Kräften auch weiterhin Vertretungsdienste zu leisten. Für die Mission hatte ich bis Ende des Jahres noch meine Mitarbeit am Missionsblatt zugesagt, d. h. in erster Linie meine Artikelserie über afrikanische Kunst in Zimbabwe. Dann brauchte man mich bei der Mission nicht mehr. Ich wurde nicht mehr zu Missionsfestpredigten eingeladen, und meine Nachfolger kamen ohne mich aus.

Bei meinem Wechsel in den Ruhestand war ich verantwortlich für insgesamt 32 Missionare, einschließlich Ehefrauen (ohne Kinder) 64 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen⁵⁰. Die Einnahmen und Ausgaben der Mission in Deutschland beliefen sich auf knapp 2,5 Millionen D-Mark.

Was das Privatleben betraf, brauchte meine Frau seit einigen Jahren nach einer erfolgreichen Nierentransplantation keine Dialyse mehr. Wir waren wieder beweglicher geworden.

50 Davon fünf bzw. zehn Missionare aus der Missourisynode (USA).

V. Ruheständler in Braunschweig

1. Eingewöhnung und Vertretungsdienste

Zunächst dauerte der „Ruhestand“ nicht lange. Schon bald wurde ich beauftragt, die offizielle Vakanzvertretung der Paul-Gerhardt-Gemeinde in Braunschweig zu übernehmen. Der dortige Gemeindepastor Reinhard Schröter war schwer erkrankt. Damit aber kam ich auch wieder in Kontakt mit der Familie, die schon in Hagen meine Nachfolger gewesen waren.

Doch musste ich diesen Auftrag noch vor dem Heimgang des Amtsbruders zurückgeben, weil meine Frau durch einen Schlaganfall pflegebedürftiger geworden war und absehbar wurde, dass sie bald wieder an die Dialyse musste. Dabei konnten wir uns nicht mehr für die *Heimdialyse* entscheiden, weil mir das Verantwortungsrisiko jetzt im Alter zu groß erschien. So wurde meine Frau nun drei Mal in der Woche mit einem Taxi zur Dialyse nach Braunschweig gefahren und wieder zurückgebracht. Doch die zwischenzeitliche Pflege, Haus und Garten, Wäschewaschen, Essenkochen, Einkaufen usw. überforderten mich zusehends, sodass wir beschließen mussten, unser „Traumhaus“ in Seershausen zu verkaufen und nach Braunschweig, dem Dialyseort zu ziehen.

Da ich für die nun anbrechende letzte Lebenszeit meine Frau die *beste* Pflege haben wollte und wir durch den Hausverkauf uns dies für absehbare Zeit auch leisten konnten, siedelten wir über ins Braunschweiger Augustinum. Dort erholte sich aber meine Frau wieder so, dass das Ende unserer Ersparnisse errechenbar wurde und wir beschließen mussten, ins sparsamere „Betreute Wohnen“ in den Triftweg umzuziehen. Das war denn auch ihre letzte Station. Sie starb am Reformationstag 2004 im Krankenhaus. Ich war bis zu ihrem letzten Atemzug bei ihr.

Ich übergehe ihre Beerdigung. Die nachfolgende Zeit der großen Leere – ich wusste ohne die nun nicht mehr zu erbringenden Pflegeleistungen zunächst nichts mit mir anzufangen – versuchte ich dadurch zu überbrücken, dass ich mir nun endlich einen Laptop zulegte und einen entsprechenden Einführungskurs in der Braunschweiger Volkshochschule belegte. Als ältester Schüler habe ich dort sicher die Kursleiterin bis an den Rand der Verzweiflung gebracht.

Schon in der Zeit vor dem Heimgang meiner Frau war uns die Pfarrwitwe Regina Schröter eine gute und treue Hilfe gewesen. Das blieb sie nun auch für mich. Da sie ja bereits am Anfang meiner Wirksamkeit als Geschäftsführender Kirchenrat in Wuppertal meine Sekretärin war, kannte ich sie schon seit Jahrzehnten und schätzte sie sehr. Aus Sympathie wurde Zuneigung, aus Zuneigung wurde Liebe – bei mir als einsamer Witwer ein ziemlich rasanter Vorgang. Bei ihr dauerte es länger. Wir heirateten am 2. Oktober 2006 in der Schlosskirche zu Weißenfels, nachdem ich ihr auch auf einer unvergesslichen Reise nach Lomnitz im Riesengebirge gezeigt hatte, wo ich herstammte. Nun erfolgte noch einmal ein Umzug in Braunschweig in die nun gemeinsame Wohnung im Heidberg in der Greifswaldstraße.

2. Die LUTHERISCHEN BEITRÄGE

Nachdem ich in der mir so lieb gewordenen Redaktionsarbeit des Bleckmarer Missionsblattes nicht mehr gebraucht wurde, trat unverhofft eine neue Herausforderung an mich heran: Bei meinen sonntäglichen Vertretungen in unseren Gemeinden hörte ich Klagen über die theologische Zeitschrift, die von der Fakultät der Theologischen Hochschule in Oberursel herausgegeben wurde, und über die darin vertretene theologische Richtung. In manchen Hinterköpfen wurde sogar die Frage erwogen, ob nun nicht die Zeit gekommen sei, aus unserer Kirche auszutreten. Das konnte, das durfte nicht sein. Aber welche Alternative bot sich da an?

Ich beriet mich mit der „Erlanger Fraktion“, einer Handvoll junger Pastoren, die schon an der theologischen Fakultät in Erlangen zusammeng gehalten hatten. Wir gründeten eine neue alternative theologische Zeitschrift, die, auch für Laien verständlich, nach Schrift und Bekenntnis lutherische Theologie bringen sollte. Ich bot mich als Herausgeber an, da ich als Ruheständler aus der Mission am wenigsten etwaige Maßnahmen von kirchenleitenden Organen zu fürchten hatte und man daher eine gewisse „Immunität“ voraussetzen konnte. Das hatte es ja auch schon früher gegeben, etwa in den von Missionsdirektor Hopf herausgegebenen „Lutherischen Blättern“, die nach seinem Tode eingeschlafen waren und in deren Nachfolge wir uns wussten.

Da wir aus urheberrechtlichen Gründen leider auf diesen Titel verzichten mussten, begannen wir 1996 mit der Herausgabe der LUTHERISCHEN BEITRÄGE. Es gelang uns allerdings nicht, unserer Quartalszeitschrift einen reißerischen Absatz zu verschaffen. Trotz erträglicher Bezugsgebühren blieben wir abhängig von Spenden vieler Freunde, die uns unterstützen wollten. Hinzu kam, dass zur gleichen Zeit beim Freimund-Verlag in Neuendettelsau ein Magazin herauskam, das mit einer anderen Konzeption einen Teil unserer Leserschaft befriedigen konnte.

In über 100 Nummern bei uns, auf mehr als 6700 Seiten, sind von mir 35 kleinere oder größere Artikel erschienen und etwa 60 Buch-Rezensionen. Ich blieb bis 2021, also 25 Jahre lang, ihr Herausgeber, bis ich auch diese Verantwortung in andere Hände legen durfte. In dieser Zeit habe ich, teils unter Mitarbeit anderer, auch die folgenden acht „Beihefte“ herausgegeben:

1. T. Junker, *Kleinste Seelen retten*, Altes oder vielleicht Neues zur Abtreibungsdebatte
2. J. Junker (Hg.), *Geblieden ist, was lebt und trägt*, Stimmen aus der Ev.-Luth. Kirche Lettlands

3. T. Junker, *Kirche auf dem Kreuzweg*, Zum Selbstverständnis der SELK

4. J. Junker und R. Arkkila (Hg.), *Nacht und neuer Morgen*, Die Ev.-Luth. Kirche von Ingrien in Rußland

5. G. Kelter, *Gott ist gegenwärtig*, Anregungen für die Feier des lutherischen Gottesdienstes⁵¹

6. D. Petkunas und J. Junker (Hg.), *Wiedergeweiht*, Die Ev.-Luth. Kirche in Litauen

7. M. Vaahtoranta und J. Junker (Hg.), *Mission der Liebe*, Gottes Dialog mit dem Islam

8. W. Degenhardt und J. Junker (Hg.), *Theodor Harms*, Ein Leben für Gottesdienst und Kirchenmusik

Außerdem gab es – herausgegeben von Wolfgang Schmidt und mir – zum 50. Ordinationsjubiläum von Propst i. R. Christoph Horwitz 2010 die Festschrift, „Damit die Schrift erfüllt würde“ mit elf alt-testamentlichen Aufsätzen von ihm.

3. Am Schreibtisch

Mit zunehmendem Alter wurden auch allmählich die sonntäglichen Vertretungsgottesdienste seltener. Ab dem 85. Lebensjahr habe ich dann darum gebeten, überhaupt nicht mehr dazu herangezogen zu werden. Meine eingeschränkte Mobilität in fremden Kirchen wollte ich keiner Gemeinde mehr zumuten. Für meine Paul-Gerhardt-Gemeinde in Braunschweig jedoch habe ich gelegentlich Ausnahmen gemacht und bin dann eingesprungen, wenn etwa bei Lektoren-gottesdiensten das Heilige Abendmahl gefeiert werden sollte.

51 Als stark erweiterte zweite Auflage 2019 im Sola-Gratia-Verlag erschienen.

Nun saß ich wieder mehr am Schreibtisch. Hier entstanden nun nach und nach – neben einer Reihe von Gelegenheitsartikeln, die teilweise in Amerika, teilweise auch in unseren Zeitschriften erschienen – einige gedruckte oder auch ungedruckte Arbeiten *neben* den Lutherischen Beiträgen. Die gedruckten Bücher sind:

Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses, Eine kleine Handreichung für Küster, Groß Oesingen 2008

Der Engel, der sehr beschäftigt war, Advents- und Weihnachtsgeschichten in Reimen und Bildern (von Dorothea Schubach), Selbstverlag 2016

Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, Geistliche Lieder aus meiner Werkstatt (Ein Geburtstagsgeschenk von mir an meinem 85. Geburtstag für die Familie!), Selbstverlag 2017

Viele Jahre beschäftigte mich der theologische Nachlass des erkrankten Pastors Werner Degenhardt über den Hermannsburger Pastor Theodor Harms. Ich wollte eine Herausgabe versuchen, damit nicht seine jahrelangen Forschungsarbeiten⁵² verloren gingen. Als erstes erschien:

Theodor Harms, Ein Leben für Gottesdienst und Kirchenmusik, Hermannsburg 2018,

und dann:

Im Zeichen des Kreuzes Christi, Sola-Gratia-Verlag 2021.

Die Herausgeberschaft nötigte auch mich selbst zu weitergehenden Studien der Materie, sodass in beiden Veröffentlichungen auch ergänzende Artikel von mir erschienen über Aspekte, die von Degen-

52 Diese waren zum Zweck einer Dissertation erfolgt, die nicht mehr zustande kommen konnte.

hardt nicht bearbeitet worden waren. Den Abschluss dieses Themas bildete mein Buch:

Wunden heilen – Narben bleiben, Bemerkungen zur Wirkungsgeschichte von Theodor Harms, Sola-Gratia-Verlag 2022

Anschließend überarbeitete ich Artikel von mir, die in den „Lutherischen Beiträgen“ erschienen in einem weiteren Buch, das auch ein besseres Layout ermöglichte:

Immer wieder neue Lieder, Aus der Gesangbuchgeschichte der SELK, Sola-Gratia-Verlag 2022

Zu den (bisher) *ungedruckten* Arbeiten, in meinem Computer abgelegt, zählen – neben dieser Arbeit hier – folgende Themenkreise und Dateien, die allerdings alle unvollständig, also längst nicht druckreif sind, und manches auch nur ganz privat, einiges auch mehrfach in unterschiedlichen Versionen:

Bibliographie meiner Publikationen (5. Auflage bis 2022, 25 Seiten)

Literarisches aus der Corona-Zeit

Luther und die Juden

Unheiliges aus heiligen Ländern

Selbstgespräche und andere Prosa

Die schönen Gottesdienste

Gereimtes und Ungereimtes

Mit alten Augen

Opas Tagebuch (privat)

4. Runde Geburtstage

Wie schon mein achtzigster Geburtstag wurde auch der neunzigste im Missionshaus in Bleckmar gefeiert, jeweils von Himmelfahrt (Nachmittag) bis zum Sonnabendmittag. Zu den Familienfeiern waren alle Kinder und Enkelkinder mit Anhang und die Urenkel eingeladen sowie am ersten Nachmittag, der mit einem brasilianischen Grillabend endete, auch Tagesgäste, Freunde noch aus vergangenen Zeiten. Um die vierzig Gäste haben sich da versammelt. Am Freitag haben wir einen Ausflug gemacht, einmal zum Vogelpark nach Walsrode und zuletzt zum Panzermuseum nach Munster⁵³. Für mich und viele von uns waren das unvergessliche Tage.

53 Weil es da keine Führung für Kinder bis zu 12 Jahren gab, habe ich selbst die Führung übernommen, die schließlich mit einem gespendeten Eis beschlossen wurde. Fantastisch!

Nachwort

Hier bin ich fertig mit der Schilderung von Erinnerungen an meine Arbeitswelt in Kirche und Mission. Der Erinnerungen sind aber noch mehr. Was ich alles *nicht* geschrieben habe, wollte ich nicht schreiben. Es wäre noch langweiliger geworden. Zu kurz gekommen sind gewiss oft meine privaten Befindlichkeiten und Gefühle, aber die kann ich schlecht zu Papier bringen.

Ich habe zwei wunderbare Frauen gehabt, die mich – jede für sich – in den verschiedenen Phasen meines Lebens begleitet, ja mein Arbeitsleben mitgestaltet haben und mich sicher auch manchmal ertragen mussten. Die eine hat mir dazu wunderbare vier Kinder geschenkt, die andere einen friedlichen und glücklichen Lebensabend. Was wollte ich mehr?

Und nun?

Das Testament liegt handgeschrieben bereit, der Beerdigungsgottesdienst ist vorbereitet, der Liederzettel druckfertig im Computer, der selbstverfasste Lebenslauf – ohne Attribute – für die Trauerfeier auch. Auf dem Braunschweiger Hauptfriedhof ist auf dem Familiengrabstein⁵⁴ aus Riesengebirgsgranit mein Name schon eingemeißelt. Es fehlt nur noch mein Sterbejahr. Bis dahin genieße ich mein Leben im Kreis unserer Kinder und Enkelkinder. Bleibt alle Gott befohlen!

Als „Patriarch“ meiner Familie habe ich in den letzten Jahren zunehmend eine Vorliebe zum Nunc Dimittis, dem Lobgesang des greisen Simeon gefunden, was übrigens auch seinen Ausdruck in einem Aufsatz der „Lutherischen Beiträge“ gefunden hat⁵⁵. Es soll

54 Es ist der Grabstein, den ich schon für meine Eltern Ernst und Frieda Junker ausgesucht habe, der auch hinten Platz für eine nächste Generation hätte.

55 A. a. O., 2020, S. 92.

deshalb auch in meinem Beerdigungsgottesdienst gesungen werden.
Aber schon jetzt erlebe ich ihn jedesmal ein Stückchen mit, wenn wir
in unserer Gemeinde nach dem Heiligen Abendmahl singen:

„Herre,

nun lässt du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast.

Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen,

den du bereitet hast vor allen Völkern,

ein Licht zu erleuchten die Heiden

und zum Preis deines Volkes Israel.“⁵⁶

56 Lukas 2,29-32.

Anhang

1. Schulbücher in Farmschulen

Bei der Mitgliederversammlung des Evangelischen Missionswerkes in Westdeutschland (EMW) am 17. und 18. September 1986 in Bethel hat der Direktor dieses Werkes, Dr. M. Lehmann-Habeck, in seinem Bericht u. a. Folgendes vorgetragen:

„Die Farmschulen, die offiziell von der Evangelisch-Lutherischen Kirche betreut werden, arbeiten nach den Richtlinien der ‚Bantu-Erziehung‘. Ein Mitglied der Fachgruppe Folgekosten kommentierte den Inhalt von Lehrbüchern: ‚Hier wird ungeschützt Rassismus durch die Texte transportiert‘. Die Kirche arrangiert sich in diesem Bereich, weil es die einzige Möglichkeit für ca. 11000 Kinder ist, Zugang zu einer formalen Bildung zu haben. Die Fachgruppe hat ihr Interesse an einer Untersuchung des sozialen und Lernumfeldes der Kinder in den Farmschulen im Farmschulprogramm bekundet. In einer Bestandsaufnahme sollten die mehr institutionellen Erwartungen der überseeischen Partner einbezogen werden.“

Am 23. September 1986 bat der Missionsdirektor die Missionare G. Stallmann und S. Niebuhr in gleichlautenden Briefen um Mitteilung, „in welchen Büchern in Euren Farmschulen ‚ungeschützt Rassismus durch die Texte transportiert‘ wird und wie diese Passagen lauten.“ Mit Datum vom 6. Oktober 1986 schickte Missionar Stallmann (von dem anderen Missionar gab es keine Antwort!) folgende Schulbücher:

- *English Readers for Southern Africa*, Barnes and Dugard, Book 4, 1984, 86 Seiten
- *English for Standard Five*, Fletcher & Hartshorne (7. Schuljahr), 166 Seiten

- *Active General Science*, Standard 5 (7. Schuljahr), J. J. van Dyk / G. P. van Dyk / J. C. Müller, 135 Seiten
- *Active History*, Standard 4 (6. Schuljahr), J. Schoeman / A. van Rensburg / S. Oosthuizen / E. Saks, 68 Seiten
- *Active History*, Standard 5 (7. Schuljahr), dieselben Autoren, 85 Seiten
- *Active Geography*, Standard 4 (6. Schuljahr), B. Podesta / R. Conacher / P. Nicolson / L. Boshoff, 80 Seiten
- *Active Geography*, Standard 5 (7. Schuljahr), dieselben Autoren, 112 Seiten

Das sind sieben Schulbücher mit 732 Seiten zu Fächern, in denen am besten Rassismus vermittelt werden kann. Dazu bemerkte Missionar Stallmann:

„Ich schicke Dir mit gleicher Post per Luftpost ein paar Schulbücher zu, die ich hier in Salem gekriegt habe. Ich habe solche Bücher ausgesucht, von denen ich meinte, dort am ehesten Rassismus zu finden. Es sind Schulbücher der 6. und 7. Schulklasse. Diese Schulbücher sind in allen Schulen in Südafrika gleich, es gibt also keinen Unterschied bei Schulbüchern in Salem und in Soweto. Die ‚Bantu Education‘ gibt es schon lange nicht mehr, das heißt heute (Department of) ‚Education and Training‘. Vielleicht findest Du Zeit, da mal ein bißchen durchzublättern und nach Rassismus zu suchen. In den Geschichtsbüchern ist sicherlich bedauerlich, daß die ‚weiße‘ Geschichte Südafrikas sehr breit behandelt wird, die Geschichte der südafrikanischen schwarzen Völker dagegen sehr kurz wegkommt. Aber die Schwierigkeiten einer Geschichtsschreibung über afrikanische Völker sind ja bekannt. Trotzdem stört es mich in diesen Geschichtsbüchern. Ist das Rassismus? Zu bedenken ist, daß vor allem die junge schwarze Generation heute westliche Ausbildung will. Ein Geschichts- (oder anderes) Lehrbuch, das vorwiegend afrikanische

Traditionen, Kultur und Geschichte afrikanischer Stämme und Kriege beschreibt, würde die junge Generation als rückständig und diskriminierend ablehnen. Sie erwartet in Education moderne westliche Kultur, Wissenschaft, Technologie, nicht vergangene oder vergehende Stammestraktionen und -strukturen. Südafrika ist auf dem Weg zu einem einheitlichen Schulsystem. Dazu gehören auch einheitliche Lehrpläne, (die zum Teil schon bestehen). So müssen eben schwarze Schüler von Napoleon und van Riebeeck lernen und weiße Schüler von Shaka und Moshoeshoe. Sieh Dir die Bücher an, was rassistisch in ihnen ist. Vermittelt ein Lehrbuch vor allem ‚weißes‘ Wissen und Kultur, dann wird es als rassistisch eingestuft: ‚Die herrschende weiße Klasse ignoriert einfach die Existenz schwarzer Völker mit deren eigener Kultur, Geschichte, Werten, und tut so, als gäbe es nur Weiße in Südafrika, alles afrikanische wird als primitiv ignoriert.‘ Vermittelt dagegen ein Lehrbuch vor allem afrikanische Kultur, Werte, dann wird es auch als rassistisch eingestuft: ‚Die herrschende weiße Klasse enthält den Schwarzen das moderne Wissen vor, will sie bildungsmäßig unten halten, um desto besser ihre Macht über das ungebildete Volk ausüben zu können.‘ Natürlich muß da ein gesunder Mittelweg gefunden werden, einerseits dem Streben der Schwarzen nach westlicher Bildung zu genügen, andererseits darf westliche Kultur nicht absolut gesetzt werden und damit afrikanische Kultur und Werte abgewertet werden. Ob die Pädagogen in Deutschland das besser könnten? Sieh Dir die Bücher an und urteile selbst.“

Die oben genannten Bücher wurden noch im Oktober dem pensionierten Mittelschullehrer Ludwig Kuckuck zugeschickt, um sie auf Rassismus hin zu überprüfen. Mit Datum vom 15. November 1986 schreibt Ludwig Kuckuck:

„Nach Durchsicht der übersandten Lehrbücher für schwarze Schüler in Südafrika gebe ich meinen Eindruck über den Inhalt an Sie weiter. Wunschgemäß habe ich versucht, rassistische Tendenzen in den Lehrstoffen aufzuspüren. Ich muß feststellen, daß die Inhalte sehr

stark auf die westliche-abendländische Entwicklung ausgerichtet sind. Eine Ausnahme von dieser Grundkonzeption bildet das Lehrbuch ‚English Readers 4‘ von Barnes and Dugard. Wenn es aber stimmt, daß ‚die junge schwarze Generation heute‘ aus gutem Grunde ‚westliche Bildung will‘, so meine ich, dass die vorliegenden anderen Lehrbücher dies sowohl in methodischer als auch in didaktischer Hinsicht recht gut erfüllen. Sicher sollten schwarze Kinder auch über die Wurzeln und Werte ihrer eigenen Kultur unterwiesen werden. Aber im Blick auf das Zusammenrücken der Völker und Kontinente, wo abendländisches Wissen und Knowhow die Voraussetzung für ein Teilnehmen daran ist, so meine ich, daß die vorliegenden Bücher in angemessener Weise dies vermitteln. Ich kann darin keinen Rassismus feststellen.“

Da diese Voten die eigenen Eindrücke des Missionsdirektors bestätigten, schrieb er am 25. November 1986 an den Direktor des EMW unter Hinweis auf seine Äußerung in seinem Bericht:

„Da auch wir Farmschulen in der RSA betreuen, hätte ich gerne gewußt, um welche Lehrbücher und Passagen es sich konkret dabei handelt. Ich würde dann gern das Schulmanagement entsprechend informieren. Wenn Sie selbst nicht in der Lage sein sollten, meine Frage zu beantworten, möchte ich Sie bitten, diese an besagtes Mitglied der Fachgruppe Folgekosten mit der Bitte um Erledigung weiterzugeben.“

Eine Beantwortung dieses Schreibens erfolgte nicht.

2. Auseinandersetzung mit Jugendlichen der SELK

Am 11. Juli 1986 wurde an die Redaktion von LUTHERISCHE KIRCHE (LK) ein von Hartmut Raatz⁵⁷ aus Kassel unterzeichnetes Schreiben gesandt, mit Kopien „mit der Bitte um Stellungnahme“ auch an die Mission Evangelisch-Lutherischer Freikirchen, SELK-Kirchenleitung, Freie Evangelisch-Lutherische Synode in Südafrika (FELSISA) und an die Lutherische Kirche im Südlichen Afrika (LCSA):⁵⁸

„Beim Jungen-Erwachsenen-Treffen (JET) des Kirchenbezirks Hessen-Nord vom 4.–6. Juli in Dreihausen setzten wir uns eingehend mit der Problematik der Apartheid und den Unruhen in der Republik Südafrika auseinander. Insbesondere beschäftigte uns hierbei die Stellung unserer Mission und unserer beiden südafrikanischen Schwesterkirchen. Den wenigsten unter uns war es überhaupt bewußt, daß nicht nur in der Politik der Regierungspartei eine strikte Trennung zwischen schwarzen und weißen Menschen vorgenommen wird, sondern, daß auch im Bereich unserer Kirche durch die Existenz einer schwarzen und einer weißen Schwesterkirche (Lutherische Kirche im südlichen Afrika und Freie Evangelisch-Lutherische Synode in Südafrika) eine solche Trennung praktiziert wird. Zwar besteht offiziell Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft, diese jedoch ist für einige – nach unseren Informationen sehr wenige! – Gemeindeglieder der FELSISA nicht vorstellbar und wird daher auch von den meisten weißen Christen nicht praktiziert. So sind zwar weiße Christen in der LUKISA willkommen, aber so gut wie nicht gesehen, während schwarze Christen in der FELSISA im allgemeinen nicht erwünscht sind. Diese Praxis ist uns unverständlich, da dies

57 Hartmut Raatz hat der Veröffentlichung dieser Veröffentlichung zugestimmt.

58 Dieser Verteiler berührte auch meine Bemühungen, wieder die FELSISA in unsere Mission einzubinden.

unserer Meinung nach nicht mit dem Evangelium vereinbar ist: ‚Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe, damit auch ihr einander lieb habet.‘ (Joh. 13,34). Können und dürfen wir dazu schweigen??

Betroffen gemacht hat uns die Tatsache, daß die Politik der süd-afrikanischen Regierung, die mit so brutalen Mitteln wie Zwangs-umsiedlungen, willkürlichen Verhaftungen, Beschneidung der Schulbildung etc. die Schwarzen unterdrückt, benachteiligt und ausnutzt, sich in ihrer Verfassung auf Gott, bzw. auf eine von Gott gewollte Ordnung beruft. Da der Inhalt der Verfassung und vor allem die Gesetze der Apartheid eindeutig den Aussagen der Bibel widersprechen (vergl. Joh. 13,34; Matth. 22,37-40; Apg. 2,42 ff.; 1. Tim. 6,17 ff.) – anders und deutlicher noch als bei Fragen des Wehrdienstes und der Atomkraft – ist hier eine eindeutige Stellungnahme unserer Kirche zwingend erforderlich. Da sich unsere Kirche nicht als Volkskirche sondern als Bekenntniskirche versteht, darf sie auch da nicht Teile des Evangeliums verschweigen, wo sie herrschende Machtstrukturen angreift.“

Auf dieses Schreiben antwortete der Missionsdirektor bereits am 20. Juli an die Redaktion von LK, „falls LK tatsächlich beabsichtigen sollte, das Schreiben von H. Raatz zu veröffentlichen“:

„Es ist eigentlich schade, wenn sich drei Tage lang junge Erwachsene unserer Kirche treffen, offenbar ohne kompetente Beteiligung der Betroffenen über Christen eines anderen Landes reden und sich dann schließlich einseitig informiert, teilinformiert oder sogar desinformiert als geistliche Richter über Glaubensbrüder und -schwestern dort aussprechen oder – gewollt oder ungewollt – sie pauschal in eine Rechtfertigungshaltung drängen. Unter den südafrikanischen Problemen leiden dort lebende weiße und schwarze Christen mit Sicherheit am meisten. So bin ich entgegen den ‚Jungen-Erwachsenen‘ nicht der Meinung, daß zu diesen dortigen Problemen ‚eine ein-

deutige Stellungnahme unserer Kirche zwingend erforderlich‘ wäre. Stellungnahmen, Mahnungen, Warnungen üben die zuständigen Seelsorger an der Stelle aus, an der ihre Gemeindeglieder, gleich ob sie schwarz oder weiß sind, irregehen, sündigen und sich bewußt oder unbewußt falsch oder lieblos verhalten. Wozu dann Stellungnahmen veröffentlichen, die letztlich nur die befriedigen, die mit Fingern auf andere zeigen und selbst den Beweis in der Öffentlichkeit noch schuldig sind, nicht in ihrem Leben ‚Teile des Evangeliums‘ verschwiegen zu haben.“

Die Redaktion von LUTHERISCHE KIRCHE machte jetzt drei folgenschwere Fehler, die die Emotionen hochgehen und den Missionsdirektor ins offene Messer laufen ließen:

1. Sie brachte die Leserbriefe erst in Nummer 10.
2. Sie kürzte die Leserbriefe an wichtigen Stellen und gab ihnen reißerische Überschriften.
3. Sie verschwieg den Personenkreis, an den der Brief des JET gerichtet worden war.

Dadurch wurde für Viele die Reaktion des Missionsdirektors unverständlich, unangemessen und überzogen. Aber wahrscheinlich war der Redaktion nicht bewusst, was sie damit auslöste.

Es begann ein heftiger „Leserbriefkrieg“, der bis zum Januar 1987 andauerte und auf Stellungnahmen von beiden Seiten beruhte. Im Folgenden werden nicht die Kurzfassungen aus LK wiedergegeben, sondern die *ungekürzten* Dokumente.

Die Jugendkammer (unterzeichnet von den Pastoren Wroblewski und Dr. Lochmann) erließ mit dem 28. Oktober eine sog. „Offene Antwort“ auf den Leserbrief ‚Einseitig informiert‘ des Missionsdirektors:

„Mit Bedauern hat die Jugendkammer auf ihrer Sitzung am 10. 10. 1986 den Leserbrief ‚Einseitig informiert‘ zur Kenntnis genommen, in dem Missionsdirektor Junker auf die Äußerungen des Leserbriefes ‚Stellungnahme unserer Kirche zwingend erforderlich‘ (Lutherische Kirche, an gleicher Stelle) antwortet, die von Herrn Raatz im Namen eines Jungen-Erwachsenen-Treffens des Kirchenbezirks Hessen-Nord zur Südafrikaproblematik getroffen wurde. Die Jugendkammer versteht nicht, warum der Leserbrief ‚Einseitig informiert‘ im Ton persönlich verletzender Unterstellung auf die Meinungsäußerung junger Erwachsener unserer Kirche antwortet. Unbestreitbar ist, daß die SELK auf dem Felde ihrer Missionsarbeit tief mit der Apartheidspolitik behaftet ist. Dankenswert deutlich hat es Dr. G. Rost in seinem Kommentar ‚Mit geballter Faust‘ (Lutherische Kirche 8, 1986, S. 15) als die Aufgabe der Kirche bezeichnet: ‚Mit ihrem Zeugnis soll sie der Anwalt der Armen und Unterdrückten sein.‘ Wenngleich jedem Kirchenmitglied der SELK das Recht auf Meinung und Irrtum in dieser Sache frei bleibt, so bewegt sich Herr Raatz mit seiner Forderung nach einer Stellungnahme der SELK zur Südafrika-Problematik durchaus im Rahmen dessen, was in der SELK verhandelt wird. Denen, die solche Stellungnahme wünschen, zu unterstellen, daß sie ‚selbst den Beweis in der Öffentlichkeit noch schuldig sind, nicht mit ihrem Leben ‚Teile des Evangeliums‘ verschwiegen zu haben‘, bedeutet eine schwerwiegende persönliche Verletzung. Die Jugendkammer bedauert dies und entschuldigt sich dafür. Zugleich ist die Jugendkammer überrascht darüber, daß die Redaktion der Lutherischen Kirche, die doch für ihre empfindsame Art im Umgang mit kritischen Zuschriften bekannt ist, bei der Leserzuschrift von Herrn Raatz so lange mit der Veröffentlichung wartet, bis ein direkter Kommentar dazu vorliegt, ohne dann darauf zu achten, daß sich dieser Kommentar im Ton verbindlich und in der Sache informiert äußert. Die jungen Erwachsenen des Kirchenbezirkss Hessen-Nord sind bei ihrem Treffen keineswegs ‚einseitig informiert‘ gewesen, sie hatten vielmehr den ehemaligen Missionsdirektor Dr.

Stolle zur sachlichen Information gebeten. Zu diesem Zweck hat er an dem Jungen-Erwachsenen-Treffen teilgenommen.“

Der Missionsdirektor antwortete bereits am 4. November 1986 mit Durchschlag an Herrn Raatz und an die Redaktion von LUTHERISCHE KIRCHE:

„Mit der offenen Antwort auf den Leserbrief ‚einseitig informiert‘ hat die Jugendkammer auf die Angelegenheit m. E. überzogen empfindlich reagiert. Nichts hat mir ferner gelegen, als das, was darin unterstellt wird.

1. Mein Leserbrief in der LK 10/86, dem die Überschrift ‚Einseitig informiert‘ gegeben wurde, bezog sich auf das vollständige Schreiben des Jungen-Erwachsenen-Treffens, das mir dankenswerterweise von den Verfassern zur gleichen Zeit wie der LK-Redaktion zugestellt worden war. Nur so ist manche Äußerung von mir zu verstehen, die bei dem verkürzten Text unverständlich oder überzogen wirken muß.

2. Es lag mir fern, eine Aussprache über Südafrikaprobleme in der SELK zu unterbinden oder zu blockieren. Es kam mir nur darauf an, deutlich zu machen, daß man sich gerade dabei des falschen Richtgeistes, der Überheblichkeit nicht aussetzen dürfe. Betroffene diskutieren anders als Nichtbetroffene. Meistens wird das bei uns leider vergessen.

3. Die zwingend erforderlichen eindeutigen Stellungnahmen der Kirche – so der Verfasser – über Probleme in Schwesterkirchen können doch nur dann geistlich vertretbar sein, wenn sicher ist, daß dort nicht das Evangelium rein verkündigt wird usw. Das verbindliche Urteil darüber ohne die Betroffenen zu fällen – auch der jetzige oder ehemalige Missionsdirektor ist letztlich nicht Betroffener und damit inkompetent – muß fragwürdig oder anfechtbar bleiben.

4. Die vom Jugendwerk unterstellte ‚schwerwiegende persönliche Verletzung‘, für die sie sich entschuldigen zu müssen glaubt, bezieht

sich auf den ungedruckten Schlußsatz des vollen Wortlauts: ‚Da sich unsere Kirche nicht als Volkskirche, sondern als Bekenntniskirche versteht, darf sie auch nicht ‚Teile des Evangeliums‘ verschweigen, wo sie herrschende Machtstrukturen angreift.‘ – Mein Schlußsatz, auf die bezogen, die ‚selbst den Beweis in der Öffentlichkeit noch schuldig sind, nicht mit ihrem Leben ‚Teile des Evangeliums‘ verschwiegen zu haben‘, betrifft grundsätzlich natürlich alle Sünder, nicht nur die jungen Erwachsenen, sondern auch mich. Gerade deshalb rate ich ja auch zu einer brüderlichen Einstellung der FELSISA gegenüber, statt zu einer, die nur verletzen kann.

Im übrigen drücken wir uns nicht um die Probleme herum, wie uns unterstellt werden mag:

1. Die Missionsblätter z. B. zeigen immer wieder, daß in der Weiterführung zu früher sich auch einiges in den zwischenkirchlichen Beziehungen in Südafrika tut. Daß es uns (noch) nicht genug erscheint, ist eine Angelegenheit, die nicht durch öffentliche Erklärungen zum Rassismus erreicht werden kann. Da kennt man eben die Situation nicht gut genug.

2. Die Missionsleitung beschäftigt sich z. Zt. mit einer Stellungnahme zum Rassismus, die die Kirchenleitung der SELK von ihr und der Theologischen Kommission erbeten hat. Sie ist terminlich nicht eher als Anfang Dezember zu verabschieden. Sie wird vermutlich deutlich machen, daß Rassismus Sünde ist, wo immer er praktiziert wird.

3. Bischof Schulz hat angekündigt, daß sich die Kirchenleitung der LUKISA in der nächsten Zeit damit beschäftigen werde, ein Hirtenwort an ihre Gemeinden zu formulieren. Wenn dieses Wort herauskommt, wird es auch hier in Übersetzung zur Kenntnis gegeben werden.

4. Im März 1987 trifft der Missionsdirektor wieder mit maßgeblichen Vertretern der Kirchenleitung der Freien Evangelisch-lutherischen

Synode in Südafrika (FELSISA) zusammen. Auch hierbei werden wieder mögliche weiter- und zueinanderführende Schritte besprochen werden.

Das sind die unmittelbar vor uns liegenden Aufgaben. Man möge doch bitte nicht durch eine manchmal unausgewogene Beurteilung das Gesprächsklima unnötig belasten und seelsorgerliche Maßnahmen in der FELSISA erschweren. Rassismus fängt nicht in einer Regierung an, sondern ist, wie jede andere Sünde, im Herzen zu überwinden.“

Auch Herr Raatz schrieb am 27. Oktober 1986 im Auftrag des Jungen-Erwachsen-Treffens an den Missionsdirektor, offenbar ohne Kopien an andere Adressaten:

„Über Ihren sofortigen Kommentar zu unserem Leserbrief in LK 10/86, S. 18, waren wir sehr überrascht. Sollte unser Artikel doch auch zur Anregung der Diskussion über die Süd-Afrika-Problematik innerhalb unserer Kirche dienen, so wurde dieses Vorhaben, durch Unterstellung mangelhafter Information unsererseits, völlig zunichte gemacht. Wir sind uns darüber im Klaren, daß wir uns als Außenstehende, aber dennoch Betroffene über die Lage in Südafrika nicht vollständig informieren können. Wir glauben jedoch, daß uns an besagtem Wochenende in dem ehemaligen Missionsdirektor Prof. Dr. Stolle ein kompetenter Referent zur Verfügung stand, so daß man nicht sagen kann, wir seien desinformiert. Im übrigen versuchen wir mittlerweile, mit Christen aus unseren beiden Schwesterkirchen in Südafrika Briefkontakt aufzunehmen. Des weiteren ist es richtig, daß wir auch vor unsrer eigenen Tür zu kehren haben, aber verbietet uns das, Mißstände aufzuzeigen? Wir dürften ja demnach nie Unrecht beim Namen nennen, da wir ja nie ‚perfekte Christen‘ sein – sprich: immer sündige Menschen bleiben – werden. Gott sei Dank, daß wir in der Vergebung leben dürfen! Schließlich würden wir uns freuen,

wenn Sie angesichts dieser Problematik einmal zu einer Aussprache mit uns zusammentreffen könnten.“

Der Missionsdirektor antworte darauf am 4. November 1986:

„Ich bestätige den Eingang Ihres Schreibens vom 27. 10. 1986. In der Anlage erhalten Sie ein Schreiben, das ich in der obigen Angelegenheit an die Jugendkammer geschrieben habe, auf die sog. ‚Offene Antwort‘ vom 28. 10. 1986, die Sie ja auch in Kopie zugesandt bekommen haben. In diesem Schreiben gehe ich auch auf einige Dinge ein, die in Ihrem Brief durchscheinen. Daß mein Leserbrief die Diskussion über die Südafrikaproblematik innerhalb unserer Kirche zunichte mache, ist ja wohl nicht der Fall, da gerade das Gegenteil davon eintraf. Das ist gut so. Auch wenn ich nichts davon gewußt habe, daß Prof. Dr. Volker Stolle dort referiert hat, bitte ich Sie, zu lesen, was ich geschrieben habe, nämlich, daß ‚offenbar ohne kompetente Beteiligung der Betroffenen über Christen eines anderen Landes‘ geredet worden sei. In der Weise ist auch Dr. Stolle kein kompetenter Betroffener, ebenso wie ich es auch nicht bin. Im übrigen freue ich mich, daß Sie nun – wie Sie mir mitteilen – versuchen, mit Christen aus beiden Schwesterkirchen in Südafrika Briefkontakt aufzunehmen. Das kann wirklich nur heilsam sein. Bei allem darf ich Ihnen und allen an jenem Treffen Beteiligten sagen, daß ich gerne mit jeder Gruppe unserer Kirche über Südafrika, die Mission und auch die jeweiligen Probleme zu reden bereit bin. Ich reagiere, sicherlich aus eigener Erfahrung, in der Regel nur dann ungehalten, wenn wir Deutsche in unverbesserlicher Weise wieder einmal von oben herab andere Kirchen in anderen Ländern maßregeln wollen. Ich weiß eben nicht, woher wir das Recht dazu nehmen. Wenn wir uns hier selber, wie Sie es in Ihrem letzten Brief tun, als Sünder mit einschließen können, klingt das nicht nur anders, sondern es hilft auch zum Besseren. Sonst schafft man eher Verhärtung oder Verstockung. Ich hoffe, daß wir um der Sache willen, die uns beide bewegt, wieder eine gemeinsame Basis finden. Wenn

wir die Luft der Überheblichkeit und Schärfe von beiden Seiten herausgelassen haben, so kann das der Sache nur dienlich sein. So bin ich auch gern bereit, Ihrer Einladung Folge zu leisten und einmal zu Ihnen nach Kassel zu kommen. Über einen Termin bitte ich Sie, sich mit mir telefonisch in Verbindung setzen zu wollen.“

Damit werden wir *hier* das Thema beenden. Die Jugendzeitschrift *Der BOTTICH*, die mit Nr. 39 Anfang November erschien, hakelte noch einmal hinterher und reduzierte die Angelegenheit auf das Generationenproblem. Auch hier antwortete der Missionsdirektor. Auf den Brief von Herrn Raatz antwortete im Namen der FELSISA Missionar Dierks. Der Brief wurde wegen seiner Länge nicht abgedruckt. Er erschien aber in den Epiphaniashandreichungen der LKM von 1987. Die Kirchenleitung der LCSA (LUKISA) reagierte nicht.

Eine persönliche Schlussbemerkung dazu: Aus meinem öffentlichen zurückhaltenden Umgang mit den Südafrikaproblemen wird deutlich, dass ich mir einen Verhandlungsspielraum wahren wollte, der sonst weithin verbaut worden wäre. Dazu wollte ich der Mission auch weiterhin die Arbeit in Südafrika erhalten und nicht durch radikaleres Auftreten Möglichkeiten verbauen. Andernorts waren schon Einreisesperren und Visa-Entzug für Missionare⁵⁹ verhängt worden. Es liefen ja auch jetzt von der UNO über Südafrika verhängte Boykottmaßnahmen, die die Situation politisch noch angespannter machten.

59 In Südafrika mussten die Aufenthaltsvisa für ausländische Missionare alle zwei Jahre verlängert werden. Dazu wurde man beim örtlichen Polizeirevier vorstellig.

3. Stellungnahme zum Rassismus

Mit Datum vom 30. Juli 1986 wurde im Auftrag des Missionshelferkreises in Berlin, unterzeichnet von Pastor Horst Nickisch, folgendes Schreiben an die Kirchenleitung der SELK zu Händen von Bischof Dr. theol. Jobst Schöne, D.D. gerichtet:

„Hochwürdiger Herr Bischof! Sehr geehrte Herren der Kirchenleitung! Wir, der Missionshelferkreis der Berliner Gemeinden, sind besorgt und beunruhigt im Blick auf die Apartheidspolitik in Südafrika und damit zusammenhängend im Blick auf Rassismus überhaupt und im Blick auf unsere Schwesterkirchen im Südlichen Afrika. Wir erlauben uns daher, hiermit einige Anfragen an Sie zu richten: Zuerst fragen wir an, ob es im Raum unserer Kirche eine offizielle Stellungnahme zum Rassismus gibt oder ob es sie – etwa in ‚unseren‘ lutherischen Kirchen vor der Vereinigung – gab, eventuell in der Zeit des ‚Dritten Reiches‘; und wenn es solche Stellungnahmen gab, ob diese heute noch gelten, wie weit sie verbindlich sind und offiziell und auch öffentlich. Sollte eine solche kirchlich-verbindliche Stellungnahme nicht erarbeitet und bezogen worden sein, so richten wir folgende Anfrage an Sie (und wir erwägen, diese Frage auch auf die nächste Kirchensynode der SELK 1987 zu bringen): Wie steht die Selbständige Evang.-Luth. Kirche zum Rassismus? Eine offizielle, kirchlich verbindliche Erklärung zu diesem Problem brächte uns und – wie wir meinen – vielen Kirchengliedern (und vielleicht auch vielen Kirchengliedern im Südlichen Afrika) eine notwendige hilfreiche Klärung und Orientierung. Wir sehen unsere Anfrage in mehrfacher Hinsicht begründet:

(a) Die vermutlich schwierige Haltung unserer lutherischen Freikirchen zum Rassismus in der Zeit des sog. ‚Dritten Reiches‘ macht ein zukunftsgerichtetes, theologisch-ethisches Wort notwendig.

(b) Die Beschlüsse der 7. Vollversammlung des Luth. Weltbundes in Budapest 1984 zum Problem des Rassismus erheischen eine offizielle Stellungnahme unserer Kirche.

(c) Das – uns z. T. verständliche, z. T. ärgerliche Schweigen (bzw. als Duldung der Apartheid erscheinende Verhalten) unserer beiden Schwesterkirchen im Südlichen Afrika in dieser Sache sollte unsere Kirche zum – recht verstanden – evangelischen Dienst der Hilfestellung und Begleitung bewegen.

(d) Die Verachtung anderer Rassen bzw. von Menschen anderer Länder – hier bei uns in Deutschland (wir nennen die sog. ‚Gastarbeiter‘ oder die Asylanten oder überhaupt die Ausländerfeindlichkeit) – müßte vom Evangelium her eindeutig beleuchtet (bzw. als Sünde gebrandmarkt) werden.

(e) Eine kirchlich-verbindliche Auslegung der Bibelaussage von Gen. 9,18-27 (z. B. von Gal. 3,28 her mit Berücksichtigung von Jes. 43,3b; Spr. 21,18 und Spr.11) fehlt uns, vor allem im Blick darauf, daß diese Bibelaussage – wie es scheint – die Begründung für rassistisches Verhalten (z. B. gegenüber den sog. ‚Hamiten‘, die stillschweigend mit der schwarzen Rasse gleichgesetzt werden) ergibt.

(f) Verwirklichungsformen des ‚neuen Menschen‘ in den Strukturen unserer heutigen Welt – sie scheinen uns in unserer Kirche viel zu wenig bedacht. Ein ethisches, richtungsweisendes Wort, wie sich der ‚neue‘, durch Taufe, Evangelium und Hl. Mahl mit Jesus Christus zusammenhängende Mensch verhält (verhalten soll) – gerade auch im Blick auf Menschenwürde bzw. Menschenverachtung / Rassismus – erscheint uns so notwendig, daß wir – wie oben gesagt – erwägen, diese Frage der Kirchensynode unserer Kirche 1987 vorzulegen; wir bedürfen dabei des Rates der Kirchenleitung.

Wir vom Missionshelferkreis verbinden mit dieser unserer Anfrage an Sie, sehr geehrte Herren der Kirchenleitung, die Bitte, diese unse-

re Anfrage an entsprechende Gremien der Kirche weiterzuleiten – also z. B. an die Theologische Kommission zur Erarbeitung dieser Stellungnahme, an die Missionsleitung, gegebenenfalls auch an die Schwesterkirchen in Europa und im Südlichen Afrika. Wir ahnen, welcher Explosionsstoff in dieser Anfrage liegt; wir bitten deshalb, es uns nachzusehen, daß wir Ihnen so viel Mühe verursachen; wir halten aber diese Anfrage für zu wichtig, als daß wir sie verschweigen wollten.“

Mit Datum vom 8. September 1986 wurde von Bischof Dr. Jobst Schöne zu Händen des Missionsdirektors an die Missionsleitung folgendes Schreiben gerichtet:

„In der Fotokopie lege ich Dir hiermit eine Anfrage des Missionshelferkreises Berlin vor. Die Kirchenleitung hat darüber auf ihrer letzten Sitzung kurz gesprochen und ist der Meinung, daß diese Anfrage nicht unterdrückt werden darf. Wir wollen deshalb dieses Schreiben sowohl der Theologischen Kommission wie der Missionsleitung mit der Bitte um Äußerung vorlegen, was ich hiermit tue. Mit dem Wunsch, daß Euch gute Gedanken dazu einfallen, und herzlichen Grüßen...“

In ihrer Sitzung vom 10. und 11. September 1986 wurde der Missionsdirektor von der Missionsleitung beauftragt, einen Entwurf für ein entsprechendes Schreiben an die Kirchenleitung zu erstellen (ML 5/86, 8b). In der nächsten Sitzung der Missionsleitung am 4. Dezember 1986 wurde dann folgendes Schreiben einmütig (eine Enthaltung!) verabschiedet und am 5. Dezember 1986 bereits der Kirchenleitung übergeben mit der Bitte, das Votum der Theologischen Kommission nicht durch Kenntnissgabe des Schreibens der Missionsleitung zu beeinflussen:

„Gemäß Anschreiben des Bischofs hat sich die Missionsleitung am 4. 11. 1986 mit dem oben angeführten Schreiben des Missionshelferkreises in Berlin befaßt und gibt dazu eine zweiteilige Erklärung ab.

Im ersten Teil versucht sie kritisch auf die unseres Erachtens zum Teil nicht zu akzeptierenden Begründungen in diesem Schreiben einzugehen. Im zweiten Teil wird auf die Frage selbst: ‚Wie steht die SELK zum Rassismus?‘ eine mehr grundsätzliche Stellungnahme entworfen. Der erste Teil mag mehr als apologetisches Material angesehen werden, den die Kirchenleitung informativ als Hintergrund zur Kenntnis nehmen mag; er ist daher auch von der Missionsleitung nicht für eine Veröffentlichung vorgesehen. Der zweite Teil hingegen versucht neben einer Analyse die theologischen Linien auszuziehen, ohne in theologisch-systematischen Formeln zu reden.

I.

1. Im einleitenden Teil, wie in Punkt (a) der Begründung, wird von den Verfassern nach einer offiziellen Stellungnahme der Kirche verlangt. Dahinter steht vermutlich die Ansicht, als wäre für die SELK (noch heute) ein Schuldbekenntnis zum Rassismus des Dritten Reiches fällig. Nach Text und Diktion könnte man den Eindruck haben, daß die Verfasser der Meinung sind, die Schuld an dem Judenmord etc. sei eine Sache, die (noch) vor der (heutigen) Gesellschaft bestünde, von ihr gerichtet werden müsse und von ihr die möglichen Satisfaktionen zu erfolgen hätten. Wird nicht auf diese Weise die Lehre von der Schuld vor Gott und die daraus sich ergebenden Konsequenzen der Kirche und ihres Priesteramtes in unzulässiger Weise entweder ausgeblendet oder zumindest nicht an der ersten Stelle belassen?

2. Die Entscheidungen der 7. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Budapest 1984 sind in Lutherische Kirche (9/S.13; 10/S.12/13), in den SELK-Informationen (Nr. 74) und im Missionsblatt (1984, S. 204–206) unseres Erachtens reichlich von unserer Seite beurteilt und kommentiert worden. Muß nicht von Theologen einer Kirche und von Gemeindegliedern erwartet werden, daß sie

diese Veröffentlichungen verarbeiten und nicht nach Jahren wieder neue ‚offizielle Stellungnahmen unserer Kirche‘ fordern?

3. Der Punkt (c) unterstellt, daß Schweigen ‚als Duldung der Apartheid‘ zu verstehen sei. Wenn hinter solcher Meinung die Erwartung stehen sollte, daß die Kirche bei allem, wozu sie keine offizielle Stellung bezieht, schweigendes Einverständnis voraussetze, so sollte dem entschieden entgegengetreten werden. Verbirgt sich hinter dieser Begründung nicht vielleicht die Auffassung, daß alles, was die Kirche tue, ‚per se‘ politische Wirkung habe und damit politisch sei? Wäre damit nicht das Evangelium von Christus in der Gefahr, mit einem ‚politischen Evangelium‘ vertauscht zu werden?

4. Die undifferenzierte Verwendung des Rassismus-Begriffs in Punkt (d) muß zum falschen, einseitigen Verständnis führen. Das Verhältnis zu anderen Rassen und zu anderen Völkern kann theologisch nicht als ‚Rassismus‘ zusammengeworfen werden, obwohl sich Berührungslinien ergeben können. Kann der Antisemitismus im Dritten Reich etwa unbesehen auf den Rassismus projiziert werden, wie wir ihn in Südafrika finden oder gar auf Ausländerfeindlichkeit in Deutschland? Wir sind der Meinung, daß hier theologisch und begrifflich sauber zu arbeiten ist, mit Begrifflichkeiten, die theologisch legitim sind. – Schließlich wird ‚Rassismus‘ mit ‚Apartheid‘ deckungsgleich gesehen, eine unseres Erachtens unverantwortliche Einseitigkeit und Verallgemeinerung. Apartheid bedeutet nicht in jedem Fall den auch von der Kirche abzulehnenden Rassismus. Rassismus als ‚Schlagwort‘ für eine Haltung, bei der ‚Menschen einer Rasse die Angehörigen einer anderen Rasse als minderwertig ansehen‘ (Neuer Brockhaus) ist Sünde nach Schrift und Bekenntnis. Von der Apartheid jedoch läßt sich das nur insofern sagen, als sie sich mit dem Rassismus deckungsgleich sieht und so handelt. Wer hier Apartheid und Rassismus als Synonyme ansieht, hat der von der kirchlichen Problematik in Südafrika wirklich geistlich etwas verstanden?

5. Das in Punkt (e) angesprochene Problem ist irrelevant und völlig überholt. Der Rassismus wird längst nicht mehr biblisch begründet. Fast alle Christen, auch in Südafrika, auch die regierungsnahen Theologen, stimmen darin überein, daß Gen. 9,18-27 nicht zur Begründung der Apartheid herangezogen werden kann. Das Pro und Kontra hat sich säkularisiert, d. h. es hat sich von den biblischen Grundlagen gelöst und verselbständigt. Müssen wir nicht aus diesem Grund eine theologisch-geistliche Argumentation und keine Auseinandersetzung mit einstigen ‚fundamentalistischen‘ Interpretationen suchen?

6. In (f) sind wiederum durch die Verwendung verschiedener Phrasen und Begriffe untheologische Begrifflichkeiten geschaffen. Hier bleiben nicht nur eine Reihe von Fragen offen, sollte hier nicht auch die Kirchenleitung Kritik üben? Zunächst fällt auf, daß die ‚Menschenwürde‘ direkt und unmittelbar als christlicher Wert auftaucht. Wollen die Verfasser nicht zur Kenntnis nehmen, daß dies politisch-geschichtlich einen ganz anderen Ursprung hat? Kann man biblisch-theologisch ungeschützt von einer Menschenwürde reden, die eine ganze Reihe von kirchlichen Lehraussagen (etwa zur Erbsünde und zur Christologie) nicht berücksichtigt? – Stecken nicht auch hinter den ‚Verwirklichungsformen des neuen Menschen in den Strukturen unserer heutigen Welt‘ theologische Auffassungen, die in unserer Kirche korrigiert werden müßten?

Alles in allem verlangen die Antragsteller von der Kirche einen Rat in Dingen, die durch die Schriftgemäßheit der Verkündigung ohnehin klar sein sollten. Die Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, auch in den Ausformungen des Großen und Kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers, reichen aus zur Beantwortung der gestellten Fragen. Da die Bibel keinen Rassismus kennt, wird dadurch nicht nur deutlich, daß er keinen Platz in der Kirche hat. Es wird auch damit deutlich, daß sie ihn ablehnt. Ist es daher unsere Aufgabe, durch öffentliche ‚Bekennniserklärungen‘ über das Zeugnis von

Schrift und Bekenntnis hinaus zu gehen und so den möglichen Auftakt zu geben für falsche ‚status-confessionis-Entscheidungen‘? Unsere Kritik an den Formulierungen des Antrags möchten wir jedoch auch in positiver Weise aussprechen, weil wir wissen, wie hilflos offenbar Theologen und Nichttheologen heute weithin der ideologischen Argumentation von ‚rechts‘ und ‚links‘ ausgesetzt sind und sich darin leicht verstricken können.

II.

‚Rassismus‘ kommt weder als Wort oder Sache in Schrift und Bekenntnis vor. Er ist in jedem Fall von der Kirche zu verurteilen. Die folgenden Erläuterungen setzen voraus, daß über die Begriffe ‚Rassismus‘ und ‚Apartheid‘ Klarheit besteht, genug differenziert wird und keine unzulässigen Vereinfachungen und Verformungen entstehen.

1. Rassismus

Im ‚Neuen Brockhaus‘ wird Rassismus wie folgt definiert: ‚Rassismus ist ein Schlagwort für eine Haltung, bei der Menschen einer Rasse die Angehörigen anderer Rassen als minderwertig ansehen; damit ist regelmäßig der Glaube an die Überlegenheit der eigenen Rasse verbunden. Bei den vom Rassismus betroffenen Gruppen ergibt sich als Reaktion oft ein gesteigertes Solidaritätsgefühl, das sich u. U. seinerseits zu einer Art von Rassismus entwickeln kann‘ (Zitat gekürzt). Die Heilige Schrift kennt keinen Rassismus dieser Art. Die besondere Heraushebung Israels zum Beispiel ist nicht auf rassistisches Denken dieses Volkes zurückzuführen, sondern auf seine Erwählung durch ihren Gott Jahwe. Die von den Noah-Söhnen abgeleitete Rasseneinteilung ist längst von Wissenschaftlern und Theologen, selbst in ‚regierungsnahen‘ Kirchen Südafrikas, als falsch erkannt worden. Zumindest läßt sich von hier aus kein ‚gottgewollter Rassismus‘ ableiten. Auch im NT ist keine rassistische Haltung zu entdecken. Im Gegenteil gibt es Anzeichen

genug dafür, daß völkische und rassische Grenzen wie selbstverständlich aufgehoben werden. Die Liebe zum eigenen Volk, zum eigenen Volkstum, zur eigenen Kultur, zur eigenen Sprache usw., die auch andere Völker, Volkstümer, Kulturen und Sprachen achten kann und achten muß, ist nicht schon Rassismus. Aufgrund der drei Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses wird vollends deutlich, daß Rassismus Sünde ist:

a) Er ist gegen den ersten Glaubensartikel, weil er mit der Herabsetzung eines Mitglieds einer anderen Rasse, das genauso Geschöpf Gottes ist, den gemeinsamen Schöpfer trifft. Mit der Verachtung eines Teils seiner Schöpfung wird auch der Schöpfer getroffen.

b) Er ist gegen den zweiten Glaubensartikel von der Erlösung, die durch Jesus Christus allen Menschen zuteil wurde und damit Ländergrenzen und Rassegrenzen überschreitet. Ausschluß anderer Rasseangehöriger von der Erlösung Christi verkürzt in unzulässiger Weise sein Heilswerk.

c) Er ist gegen den dritten Glaubensartikel, weil er die ‚Eine Heilige Christliche Kirche‘, die Katholizität der Kirche, einschränkt oder allein auf die Ewigkeit als jenseitiges Leben ‚lokalisiert‘. Auch die Wirksamkeit des Heiligen Geistes, schon im Neuen Testament auf die Heiden ausgegossen, wird durch den Rassismus bei Mitgliedern anderer Rassen als ‚weniger wertvoll‘ eingestuft und damit auch die Wirksamkeit des Heiligen Geistes diskriminiert. Rassismus, gleich wann, wo und von wem er geübt wird, ist daher ohne Zweifel Sünde. Von daher sind wir der Überzeugung, daß lutherische Pastoren aller Völker und Rassen, die auf die Heilige Schrift und das Bekenntnis verpflichtet sind, jeden Rassismus als Sünde ansehen müssen, wenn sie das ‚in qua evangelium recte docetur‘ (CA VII) (‚in welcher das Evangelium rein verkündigt wird‘) als Bekenntnisverpflichtung ernst nehmen.

2. Apartheid

Apartheid ist nicht in jedem Fall mit Rassismus identisch. Es ist daher nicht erlaubt, beide Begriffe von vornherein als identisch anzusehen und zu benutzen.

Apartheid heißt bekanntlich ‚Trennung‘ und ist die in der Republik Südafrika bereits vor 1947 praktizierte, seit 1948 aber institutionalisierte Trennung der verschiedenen Rassen. Seit 1960 heißt die damit verbundene Sache ‚getrennte Entwicklung‘.

Soweit Apartheid von Regierungsvertretern und sonstigen weißen und schwarzen Einwohnern unter rassistischen Motiven (siehe oben!) gesehen wird, ist auch Apartheid Sünde. Es gibt aber auch Auffassungen, die in manchen Apartheidsgesetzen Schutzfunktionen für die verschiedenen schwarzen Völker erhofften und auch heute noch erhoffen. Zum Beispiel würde in einem deckungsgleichen Schulsystem der Weißen und Schwarzen in Südafrika mit den gleichen Anforderungen und Zielsetzungen die Kultur, Sprache und Kunst des jeweiligen schwarzen Volkes zu kurz kommen müssen und schließlich verloren gehen. Den schwarzen Völkern würden europäische Kultur, Sprache, Lebensauffassungen usw. übergestülpt. – Oder die Tatsache, daß weithin die Wohngebiete für die verschiedenen Rassen getrennt sind, dienen nicht nur dazu, Reibungen zwischen den verschiedenen Rassen vermeiden zu wollen, sondern auch, um die ärmeren Schwarzen mit ihrem Stammesland und Eigentum vor dem Ausverkauf durch die oft reicheren Weißen zu bewahren. Wenn Apartheidsgesetze daher nachweislich uneigennützig zum Wohle vielleicht einer sicher noch unterentwickelten Gesellschaft erfolgen, nämlich die der Schwarzen, dann wäre es falsch, Apartheid als Sünde gebrandmarkt zu haben. Es müssen also im einzelnen die ‚Auswirkungen‘ der ‚Apartheid‘ und die Motive der ‚Apartheid‘ für ihre Ablehnung,

Duldung oder gar Förderung maßgeblich sein. Zu einer generellen undifferenzierten, pauschalen Verurteilung einer ungenau beschriebenen Apartheid mögen wir uns nicht verstehen. Aus diesem Grund kann Apartheid nur insoweit als Sünde bezeichnet werden, als sie von rassistischen, d. h. auch ausbeuterischen Motiven, ausgeht oder in solche Motive abgeleitet. Wie in jeder Regierungsform und in jedem Regierungsprogramm kann der Teufel zunächst gute Absichten ins Gegenteil verkehren und zur Schuld werden lassen. Auf den bisher skizzierten Grundlagen ist auch das Verhältnis unserer beiden Partnerkirchen im südlichen Afrika, der Freien Evangelisch-Lutherischen Synode in Südafrika (FELSISA) und der Lutherischen Kirche im südlichen Afrika (LUKISA) zu sehen und zu beurteilen. Wo aus rassistischen Gründen die formal bestehende Kirchengemeinschaft nicht praktiziert wird, wäre auch dieses Verhalten Schuld vor Gott. Wo aber zum Beispiel die Muttersprache den Glauben, das Beten und den Lobgesang bestimmen, wäre es eine Verarmung des Glaubenslebens, wenn es zur Regel oder zum Zwang gemacht würde, zu Gottesdiensten gehen zu müssen, bei denen man sprachlich nichts versteht oder sich von fremden Glaubensäußerungen nicht angesprochen weiß. Wir bitten alle nicht-rassistisch eingestellten Christen beider Partnerkirchen darum, auch die nötige christliche Bruderliebe zu praktizieren, ohne zu provozieren und ohne sich provoziert zu fühlen. Unter Berufung auf die Rücksichtnahme auf einige ‚Schwache‘ in der jeweiligen Gemeinde sollte nicht der Weg zum gegenseitigen Verstehen beider Kirchen blockiert werden. Die ‚Schwachen‘ dürfen nicht die übrige Gemeinde dominieren und blockieren. Sonst würden sie auch keine Schwachen mehr sein. Wir wissen, daß hier viele Pastoren und Gemeindeglieder der FELSISA auf einem Weg sind, der unserer Zurechtweisung nicht bedarf. Wir wissen aber auch, daß in der kirchlichen Verkündigung zwar keine politischen Fragen politisch behandelt werden dürfen – wer wollte dieses zur Auflage machen? –, aber auch hier Buße und Vergebung, Gesetz und

Evangelium, so gepredigt wird, daß die Sünder angesprochen werden. Es liegt allerdings weder in Südafrika noch in Deutschland, weder bei Schwarz noch bei Weiß, in der Macht der Diener der Kirche, die Sünde auszurotten und den Sünder mit Gewalt zu ändern. Seit Adams Fall gibt es keine heile Welt mehr, nicht bei uns und nicht in Südafrika.

Offizielle Aufrufe der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche oder der Mission Evangelisch-Lutherischen Freikirchen halten wir nicht nur für überflüssig, sondern verletzend gegenüber bekenntniskonformen Partnerkirchen in der Welt. Haben wir nicht in der SELK genügend eigene Sorgen und Probleme, in denen wir uns auch den Rat Außenstehender verbitten würden? Leiden nicht auch wir darunter, wenn Schwesterkirchen – kaum davon betroffen – durch unsere Synodalbeschlüsse uns in Kategorien einordnen, in die wir uns nicht einordnen lassen wollen oder können? – Wir können das Vertrauen haben, daß unsere Sendboten in beiden Partnerkirchen Südafrikas mit uns auf dem gleichen Wege sind, in aller Treue und Gewißheit, aber sicher auch in Demut, Schwachheit und Geduld. Das hat auch bisher schon brüderliche Mahnungen nicht ausgeschlossen. Und wird es in Zukunft auch nicht. Bischof Schulz hat übrigens die Missionsleitung darüber informiert, daß die Kirchenleitung der LUKISA in nächster Zeit an einer Erklärung für die LUKISA arbeiten werde, die die augenblicklichen politischen Nöte der LUKISA in Südafrika zum Inhalt hat. Auch hier haben wir die feste Überzeugung, daß die LUKISA für ein solches ‚Hirtenwort‘ nicht unseres Rates bedarf, weder den der Missionsleitung, noch der Kirchenleitung der SELK, noch den von irgendwelchen anderen kirchlichen Gruppierungen. Es wäre sogar denkbar, daß es uns nicht einmal zugeschickt würde, da ihnen nichts daran liegt, Applaus oder Kritik, Zustimmung oder Ablehnung, von solchen Partnerkirchen zu bekommen, die von den Nöten nicht betroffen sind. Das ist noch

lange nicht das paulinische Mit-leiden, das uns für unser eigenes Heil in Christus heilsamer wäre.“

In einem formalen Anschreiben vom 25. März 1987 hat die Kirchenleitung ohne eigenes Votum an den Missionshelferkreis in Berlin, die **hier fett gedruckten Passagen** aus dem Votum der Missionsleitung mit dem nachfolgenden Votum der Theologischen Kommission geschickt.⁶⁰

Das diesem Brief beigegefügte Votum der Theologischen Kommission vom 10. März 1987 unter der Überschrift „Stellungnahme zur Frage des Rassismus seitens der Theologischen Kommission der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche“ lautet:

„1. ‚Rasse‘ ist ein Begriff der biologischen Anthropologie, der sich im 19. Jahrhundert im Zuge eines naturwissenschaftlichen Menschenbildes eingebürgert und unheilvoll ausgewirkt hat. Er hat kein Äquivalent in der biblischen Sprache und ist christlichem Denken wesensfremd. Auch Gen 11,8, Deut 32,8 und Act 17,26 können nicht zur theologischen Rechtfertigung eines Rassedenkens dienen, weil die Völker dort nicht zur Wahrung irgendwelcher werthafter Besonderheiten oder Identitäten aufgeteilt werden.

2. Zur Rassebestimmung werden nicht nur biologische Faktoren herangezogen, sondern auch soziologische, kulturelle, sprachliche und soziale Faktoren. So sehr diese positiv gewürdigt werden können, so sehr können sich auch rassistische Bestrebungen hinter dem Ruf nach Wahrung entsprechender eigener Identität verbergen. Die Bejahung solcher eigenen Identität darf aber nicht zur theologischen Legitimierung rassistischer Abgrenzung verwendet werden. Es wiegt daher besonders schwer, daß die südafrikanische Apartheidspolitik mit christlichem Anspruch auftritt. Nicht grundsätzlich anders als

60 Beide wurden so auch mit Zustimmung der Empfänger anschließend im Missionsblatt veröffentlicht.

der Rassismus sind andere Formen, den eigenen Sozialverband mit einem besonderen Wertanspruch zu versehen, zu beurteilen, wie Ethnozentrismus, Tribalismus oder Nationalismus.

3. Die Aufteilung der Menschen nach Rassen ist ethisch überaus gefährlich, weil sie trotz gegenteiliger Beteuerungen leicht zu Wertungen führt und damit sowohl zu rassistischer Diskriminierung anderer Volksgruppen als auch zu stolzer Selbstüberschätzung der eigenen Volksgruppe. Besonders folgenschwer ist die Institutionalisierung der Rassentrennung und ihre Verquickung mit Recht und Macht des Staates.

4. Obwohl unsere kirchliche Tradition sich dem Einfluß des neuzeitlichen Menschenbildes widersetzen wollte, ist sie ihm doch wiederholt erlegen. Eine biblische Begründung rassistischer Vorurteile wurde mit Gen 9,25 in exegetisch unzulässiger Weise versucht (z. B.: A. Vilmar, Collegium Biblicum AT I, Neue Ausgabe 1891, S. 92, oder G. Stöckhardt, Die biblische Geschichte des AT, 1896, S. 15), obwohl Luther gerade die historische Unverrechenbarkeit dieses Fluches Noahs betont und zu einer vom Glauben getragenen Sicht angeleitet hatte (W² I, Sp. 642-644). Die Wirkungsspuren der modernistischen Interpretation lassen sich deutlich verfolgen und sind für die Geschichte unserer südafrikanischen Schwesterkirche keineswegs unerheblich. Heute sollte dieser Weg des Schriftbeweises ausgeschlossen sein. Mit dem Ende des kolonialen Zeitalters fehlt ihm auch seine historische Plausibilität.

5. Aufgabe der Kirche ist es, durch Predigt und Unterweisung die Gewissen der Gemeinden und der Öffentlichkeit zu schärfen zur Sensibilität gegenüber solcher Entehrung anderer Menschen, zumal sie nur zu leicht und bald auch deren physische Existenz bedrohen kann. Christen sollten Mitmenschen, die unter solcher Diskriminierung leiden müssen, mit Gottes Wort trösten und sie durch Zeichen eigener Solidarität mit ihnen in ihrem Wertgefühl stärken, zugleich auch alle

Wege unterstützen, die, ohne neues Unrecht an die Stelle zu setzen, strukturelle Verfestigungen solcher Vorurteile überwinden helfen. Kirchenglieder haben hier ihren Beitrag zu leisten aufgrund ihrer jeweiligen besonderen gesellschaftlichen Aufgabe und Verantwortung. Dabei ist zu beachten, daß rassistische Erscheinungen sich heute weltweit in allen gesellschaftlichen Systemen finden.

6. In der Kirche und in den christlichen Gemeinden darf es Trennungen nach rassistischen Gesichtspunkten nicht geben. Hier sind die freilich auf religiöse (heilsgeschichtliche) Differenzierungen bezogenen apostolischen Worte (Gal 2,12-14; 3,28; 1Kor 12,13; Kol 3,11; Eph 2,14-18) sachgemäß anzuwenden. Die Mahnung, Rücksicht auf die Schwachen im Glauben zu nehmen (Rm 14; 1Kor 8), darf nicht als Alibi mißbraucht werden, Rassenvorurteile, die der biblischen Betrachtung des Menschen entgegenstehen, faktisch gelten zu lassen, geschweige denn, sie gar zu stützen. Andererseits ist sehr sorgfältig zu prüfen, ob in einer bestimmten Situation ein besonderes Zeugnis kirchlicher Gemeinschaft über Sprach-, Kultur- und Volksgrenzen hinweg nötig ist, oder auch die andere Frage, ob aus seelsorgerlichen Gründen dort, wo Menschen unterschiedlicher Volkszugehörigkeit einen gemeinsamen Lebensraum teilen, auch besondere Gottesdienste und kirchliche Veranstaltungen für die verschiedenen soziokulturellen Gruppen wichtig sind.

Anmerkung:

1. In der Verwerfung des Rassismus werden sich im Grundsatz alle Kirchen einig sein. Sie ist nicht nur vom Reformierten und Lutherischen Weltbund ausgesprochen worden, sondern auch von der Synode der burischen ‚Niederländisch-Reformierten Kirche‘ (NGK) 1982 nach ihrem Ausschluß aus dem RWB: ‚The general Synod rejects all racism as uncriptural and as sin, because it regards and treats some nations as superior and others as inferior‘, jedoch mit der Einschränkung: ‚The synod gives further expression to this con-

viction that race consciousness and the love of one's own nation is not sinful, but when race and/or nation become absolutized, we are dealing with racism and that is sinful. ' Die Frage ist gerade, ob solche Unterscheidung nicht rein theoretisch ist und an der Wirklichkeit vorbeigeht.

2. Zur Auslegung von Gen 9,25: Der Fluch Noahs ist im Zusammenhang der Wendung ‚Gesegnet sei der Gott Sems‘ (Vers 26) zu sehen. Hier handelt es sich also nicht um einen Fluch, der Gottes Willen bindet, sondern um eine menschliche Bestimmung tadelnder Zurücksetzung. Die Anordnung Noahs betrifft den familiären Kreis (Verhältnis der Brüder zueinander) und ist nicht auf die folgende Völkertafel zu beziehen. Auch Gen 10 ließe allerdings eine Deutung im Sinne des Rassismus nicht zu, da die Völker nach ihren geschichtlichen und politischen Beziehungen, nicht nach rassischen oder auch nur sprachlichen Gesichtspunkten geordnet sind. Eine Anwendung auf die schwarzen Völker Afrikas ist gänzlich ausgeschlossen, da sie nicht einmal genannt sind. Die NGK hat sich denn auch in ihrem Synodalbericht 1974 ‚Menschliche Beziehungen im Lichte der Heiligen Schrift‘ ausdrücklich von einer Berufung auf Gen 9,25 distanziert; sie sieht eine biblische Grundlage für Apartheidspolitik in Gen 10 und 11 sowie in Act 17,26. Vilmar sagt an der angegebenen Stelle: ‚Der Fluch Noahs über Hams Geschlecht ist nun wesentlich der: dieses Geschlecht (Kanaan) ist seitdem ein untergeordnetes, und seine Sprossen tragen Hams Art. Die Phönizier, Karthager, die Kananiter in Palästina, die meisten Farbigen in Afrika sind durch zügellose Wollust und Schamlosigkeit in der Geschichte bekannt... Was jetzt noch von den Hamiten übrig ist, sind Knechte, untergeordnet und zu höherer Weltbildung nicht fähig.‘ Stöckhardt an der bezeichneten Stelle: ‚Die Nachkommen Japhets, die europäischen Völker sind von alters her die Herren der Welt, welche den Gang der Weltgeschichte bestimmen... Die Nachkommen Hams, sonderlich die Bewohner Afrikas, sind in die schmachlichste Sklaverei geraten, erst

die Sklaven Semiten, besonders die Araber, dann die Sklaven der japhetischen Völker geworden.' Demgegenüber Luther: 'Diese und andere Prophezeiungen alle, sie verheißen oder drohen, sind mit der Vernunft nicht zu begreifen, lassen sich auch so bald nicht fühlen, sondern werden allein verstanden durch den Glauben... Denn Ham wird verflucht und bleibt doch allein Herr... Wenn du die Historie besiehst, wirst du finden, daß es im Lande Canaan ein Herr ist: Abraham aber, Isaak, Jacob und die anderen Nachkommen, so den Segen haben, wohnen unter den Cananäern wie Knechte; und weil Hams Nachkommen die Ägypter sind, so siehe doch, wie eine jämmerliche Dienstbarkeit Israel unter denselben tragen muß... Also ist es wahr, daß man auf die göttliche Zusage und Drohung hat warten müssen... Denn da die Zeit erfüllet war, konnte Hams Geschlecht so stark und gewaltig nicht sein, daß sie nicht Semits Nachkommen hätten weichen müssen.' Obwohl Luther einen Zusammenhang zwischen Gen 9,24-27 und Gen 10 herstellt, zieht er doch daraus keine rassistisch-völkischen Schlüsse, sondern wendet das Beispiel auf die Unterdrückung der ‚rechten Kirche‘ des reformatorischen Evangeliums durch ‚des Papsts Kirche‘ an.

3. Die kirchliche Gemeinschaft wird im Grundsatz von allen Seiten anerkannt werden. Die NGK hat bereits 1829 entschieden, daß es beim Abendmahl keine Trennung zwischen Weißen (‚born Christians‘) und Farbigen / Schwarzen (‚such persons‘) geben dürfe, diesen Beschluß aber nie in die Praxis umgesetzt, sondern 1857 die Rücksicht auf die Schwachen dagegengestellt und 1881 eine rassistisch getrennte Missionskirche organisiert. Diese Handlungsweise wurde möglich, weil sich der Kirchenbegriff durch pietistische Einflüsse individualisierte und durch liberale Einflüsse säkularisierte und sich so die wahre Kirche in ideelle Unsichtbarkeit verflüchtigte. Die ‚Freie Evangelisch-Lutherische Synode in Südafrika‘ (FELSISA) hat auf ihren Synodalversammlungen 1968 und 1972 die Kirchengemeinschaft mit der ‚Lutherischen Kirche im Südlichen Afrika‘

(LUKISA) offiziell erklärt. Die Konferenz der Pastoren der FELSISA hat 1979 ‚Ein Geistliches Wort‘ an die Gemeinden gerichtet, um zur praktischen Ausübung der Kirchengemeinschaft zu mahnen: ‚Aus der bestehenden Kirchengemeinschaft folgt aber, daß nach dem Beschluß von 1972 – ‚Begegnungen im Sinne der Kirchengemeinschaft‘ stattfinden. Solche Bemühungen sollten in jedem Fall in christlicher Liebe, Weisheit und Verantwortlichkeit erfolgen. Wir bitten die Glieder unserer Synode, den seit Jahren bestehenden Synodalbeschluß zu respektieren und zu realisieren, wie das bereits in unseren Gemeinden geschieht. Wir bitten auch diejenigen, die der Praktizierung der Kirchengemeinschaft mit der Lutherischen Kirche im Südlichen Afrika noch kritisch gegenüberstehen, nicht in ihrer Haltung zu verharren, sondern auf das Zeugnis der Schrift zu hören: ‚Nehmt euch untereinander auf, gleichwie euch Christus hat aufgenommen zu Gottes Lobe.‘ (Röm 15,7).‘ Da ausdrücklich die Kirchengemeinschaft in Bindung an die Heilige Schrift und die Bekenntnisse der Kirche betont wird, kann es sich bei den Vorbehalten gegen die Praktizierung nur um außertheologische Gründe handeln; diese werden aber leider in dem Geistlichen Wort überhaupt nicht beim Namen genannt, deshalb auch nicht aufgearbeitet, sondern einfach mit dem Mantel einer Liebe zugedeckt, die – unbedacht – Lieblosigkeit den schwarzen Brüdern und Schwestern zur Kehrseite hat. Da es beim Rassismus um eine sehr tief sitzende neuzeitliche Erscheinung geht, darf der Blick nicht bloß anklagend nach draußen gehen, sondern man muß auch selbstkritisch eigenes Fehlverhalten wahrnehmen. Dessen macht sich nach der Schrift schuldig, wer immer dem Nächsten die Liebe vorenthält, die Christus uns erwiesen hat. Das kann sich auch in Ausländerfeindlichkeit und anderen Erscheinungen äußern, die viele bei uns beklagen.“

Über eine Rezeption dieser vorstehenden Stellungnahmen in Deutschland und in Südafrika liegen mir leider keine Aufzeichnungen mehr vor, so auch nicht darüber, ob das Wort der Missions-

leitung je der Kirchenleitung der LUKISA zur Kenntnis gegeben worden ist. Auch ist mir nicht bekannt, ob das beabsichtigte Wort der LUKISA-Kirchenleitung an ihre Gemeinden geschrieben wurde und welchen Inhalt es hatte.

4. Kurzgefasster Lebenslauf

(Für meine Beerdigung)

Ich wurde am 25. Mai 1932 in Lomnitz, Kreis Hirschberg im Riesengebirge geboren und zwei Wochen später in Herischdorf, einer alt-lutherischen Gemeinde, getauft. Im dreizehnten Lebensjahr, nach Ende des zweiten Weltkrieges, wurde ich mit meiner Mutter und meinen Geschwistern aus meiner Heimat ausgewiesen. In einem christlichen Elternhaus aufgewachsen, erlebte ich bisher unbekannte Gottesferne und deren erschreckende Auswirkungen, die schon damals in mir den Wunsch erweckten, später anderen Menschen die Christusbotschaft und ihren Trost nahe bringen zu wollen. Hier fiel bereits die Grundentscheidung für meinen späteren Beruf. Nach mehreren Zwischenstationen, darunter am längsten auf dem großelterlichen Hof in Klitten, trafen wir wieder mit meinem Vater in Bayern zusammen, der dort vorübergehend in einem Hilfswerk Arbeit und Brot gefunden hatte.

Mein Wunsch, Missionar werden zu wollen, führte zunächst nach meiner Konfirmation in der Bayerischen Landeskirche zu einer Anmeldung im Missionsseminar in Neuendettelsau. Die Gründung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) mit dem Beitritt auch der Bayerischen Landeskirche und die daraufhin erfolgende Aufhebung der Kirchengemeinschaft meiner Heimatkirche mit ihr ergab dann die Ummeldung an das Missionsseminar in Bleckmar. Für den damals dort bereits begonnenen siebenjährigen Ausbildungskursus brach ich die Oberschule ab und begann 1949 dort meine Ausbildung. Später führte der Studiengang auch an die Universität und die Kirchliche Hochschule in Hamburg und an die Lutherische

Theologische Hochschule in Oberursel. In dieser Zeit verlobte ich mich mit meiner späteren ersten Frau, die schon auf Bitten des Missionsdirektors Pfarrer F. W. Hopf ein halbes Jahr vor meinem Ersten Theologischen Examen 1955 als Missionsschwester nach Südafrika ausreiste und ihren Dienst am Missionshospital Itshelejuba versah. Nach der Sprachlern- und Vikariatszeit und dem Zweiten Theologischen Examen wurde ich am Sonntag Exaudi, dem 18. Mai 1958 durch Missionsuperintendent Christoph Johannes in der ev.-luth. Kirche zu Uelzen in Natal, Südafrika, ordiniert. Dort hatte auch bereits neun Monate zuvor unsere Hochzeit stattgefunden. Von 1957 an war ich in unmittelbarer Nachbarschaft auf der Missionsstation Eben-Ezer in Natal eingesetzt und ab 1962 auf der Missionsstation Salem in Ost-Transvaal, immer unter den Zulu. In unserer Ehe wurden uns in Südafrika vier Kinder geschenkt: Drei Söhne, geboren 1958, 1959 und 1961 und eine Tochter, geboren 1963. Ein von da an entdeckter, aber bereits ererbter schwerer Nierenschaden meiner Frau führte nach zehnjährigem Aufenthalt in Südafrika 1965 zurück nach Deutschland und hier in das Pfarramt der altlutherischen Parochie Hagen in Westfalen.

Nach dem Zusammenschluss lutherischer Freikirchen im Jahre 1972 zur Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche wurde ich als ihr erster Geschäftsführender Kirchenrat berufen. Dabei galt es, die verschiedenen Kirchenkörper juristisch, dienstrechtlich, finanzrechtlich und nicht zuletzt auch kirchlich und theologisch zusammenzuführen. Meine Zusammenarbeit mit dem ersten Bischof unserer Kirche, Bischof Dr. theol. Gerhard Rost erwies sich für mich als eine sehr segensreiche Zeit.

1984 wurde ich Missionsdirektor der Lutherischen Kirchenmission in Bleckmar und kehrte damit gewissermaßen an meine eigenen Anfänge als Missionar zurück. Manche Umstellungen und Umbauten in der Mission drinnen und draußen konnte ich hier initiieren und mitgestalten, bis mit dem Ruhestand nach 40-jähriger Tätigkeit in

unserer Kirche 1995 die letzte Lebensperiode anbrach. Doch noch kurz vor dem Eintritt in den Ruhestand wurde mir überraschend sowohl vom Concordia Seminary in St. Louis, Missouri, als auch vom Concordia Theological Seminary in Fort Wayne, Indiana, die Ehrendoktorwürde eines „Doctor of Divinity“ verliehen.

Obwohl bis 2004 durch einen fast achtjährigen Pflegedienst meiner ersten Frau zunehmend belastet, habe ich noch in der Zeit des Ruhestandes bis 2015 viele Predigtvertretungen in unseren Gemeinden machen dürfen. Ein besonderes Anliegen und Bedürfnis war mir aber seit 1996 die Herausgabe der theologischen Quartalszeitschrift LUTHERISCHE BEITRÄGE, zusammen mit einem Team bekenntnistreuer jüngerer Theologen unserer Kirche.

Nachdem meine erste Frau am Reformationstag 2004 vom Herrn über Leben und Tod heimgerufen worden war, heiratete ich zwei Jahre später die Pfarrwitwe Regina Schröter in der Schlosskirche zu Weißenfels. Mit ihr durfte ich einen friedlichen, behüteten und glücklichen Lebensabend verbringen.